HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER / VERLAG

GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908

HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

ERSTER
BAND

MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG

HYPERION

ZWEITES HEFT

1908

DAS ZWEITE HEFT: ⁓

Max Dauthendey: Die Mondscheinrune. Robert Gournay: Drei Gespräche mit einer Kaltsinnigen. Goethes Briefwechsel mit Mannlich und ein Brief der Charlotte v. Stein. Richard Dehmel: Nachtgebet. Kurt Martens: Caritas Mimi, eine Novelle. Paul Wiegler: Deutsche Politik. Peter Heyden, Gedichte. Paul Claudel: Die Musen, eine Ode. Deutsch von K. L. Ammer. Max Brod: Ein Lied. Norbert Jacques: Der heidnische Sonntag, eine Novelle. ⁓ Ein Gedicht von Hölderlin, in Musik gesetzt von Otto Vrieslander. ⁓ Zwei Zeichnungen von Vincent van Gogh. Zwei Lichtdrucke nach Zeichnungen von Paul Gauguin. Lithographie nach einer Bleistiftzeichnung von Toulouse-Lautrec. Zwei Originalholzschnitte von J. Laboureur. Lichtdruck nach einer lavierten Zeichnung von C. Pissaro. Zwei lithographierte Federzeichnungen von Cervelli. Ein Lichtdruck nach einem Originale von Max Mayrshofer. Selbstbildnis von Aubrey Beardsley aus dem Jahre 1894. ⁓

MAX DAUTHENDEY / DIE MONDSCHEINRUNE

Die Nacht öffnet ihr Tor,
Du kannst in den Himmel gehen,
Wo Wege voll silberner Leuchter stehen;
So weit die Augen sich dehnen
Kannst du dich nach Ewigkeit sehnen, —
Kommt der Spaziergang dir nicht doch
Noch viel zu endlich vor?

Einer läuft über den nächtlichen Fluß
Mit trunkenem Fuß über dunkelnde Flut;
Auch dieser Weg dünkt ihm gut.
Warum nicht auf dem Kopf in den Häusern wohnen
Die kopfüber im Wasser am Ufer tronen?
Kopfunten stehen die Häuser im Wasser drunten.

Ich höre Schritte unter den Pflastersteinen,
Ich höre Einen mit seinen Sohlen an meinen,
Ich hör ihn tiefen Atem holen im Sonnenschein drunten,
Während meine Haare im Nachtwind stehen
Spüre ich Sonne von unten an meinen Zehen.

Der Mond hat sich aufgemacht,
Einäugig ist die Nacht.
Kommt Einer durch die Luft gerannt?
Niemand hat ihn mir je genannt;
Hält mir eine ganze Vase
Mit Blumenduft an die Nase.

Hat je ein Herz geschlafen am Tag oder Nacht?
Hat nicht stets ein Herz im Wachen zugebracht?
Es gibt nur einen Schlaf, der ist sechs Fuß tief
Unter der Erde, wo man hinfährt
Ohne Geste und ohne Gebärde.

Im mondhellen Schein
Wachsen die Berge zum Fenster herein.
Gehst du in Berge hinein, hörst du's schallen;
Dort vergruben Nachtigallen ein Lied jede Nacht
Und Frösche quaken im Berg. Es ist gleich
Ob die Liebe quakt oder lacht.

Der Mond, der grinsende Zwerg, tut, was er will,
Die Finsternis macht er zum Bild, malt Mauern
Und Dächer, Gedanken und Sehnsucht,
Und läßt nichts dauern, verschiebt alle Schatten,
Die um Dinge kauern, und macht
Wehe Narren, die Häuser anstarren,
Über die dunkel die Bäume trauern.

Keine Fliege ist wach, und Fliegen und Menschen,
Die täglich wimmeln,
Liegen irgendwo wie tot,
Oder wohnen in Narrenhimmeln,
In Himmeln, die von Blut und Müdigkeit rot.

Des Einen Blut tut dem Andern not und gut,
Und mit geliebten Blut ist gut wandern.
Oft wandern zwei Blute die ganze Nacht,
Doch geht ein Blut ohne den Andern,
Dann wehe der Müdigkeit
Von der nichts dich befreit,
Allein zu wandern wird jeder Schritt eine Meile breit.
Zum Tag wird die Nacht dem
Und der Tag zur nachtschlafenden Zeit.

Wie ist das Grün weggekommen von jedem Blatt?
Hat's jemand in seine Tasche genommen?
Wer weiß noch, daß der Tag grüne Blätter hat.
Da waren Schwalben und Sperlingschaaren
Am Morgen und Abend mit Nahrungssorgen,
Im falben Mondschein ist Herbst jetzt im Wald,
Wo grün der Sommer noch gestern war,
Sind Bäume wie Köpfe mit finsterem Haar.

Ich geh auf den krummen Schultern
Der stummen Erde,
Ich sehe meine Gebärde irgendwo,
Sie treibt eine Herde von fremden Gebärden
Vor sich hin, und ist nicht traurig und ist nicht froh.

Die Nacht hat Sorgen,
Sie muß sich stets
Vom Tag etwas borgen.

Sie sendet die Seelen der Schwalben und Spatzen
Im Traum hinaus, läßt sie Traummücken fangen,
Und die Nacht läßt sich atzen.

Was haben die Flußfeuer ausgedacht?
Sie haben ein Feuer im Fluß angemacht.
Eine Kerze im Fenster am Berggipfel oben
Hat Feuer ins Wasser unten geschoben.
Jemand an das Wasser anklopft
Mit einer Hand, aus der Feuer tropft.
Weil er keinen Eingang fand wird mir bang;
Seine Fingernägel wachsen,
Wachsen wie Nägel der Toten in Gräbern lang.
Ach ja, die weißen Toten sind die Feinde vom roten Blut,
Weil Neid zum Leben am Wehesten tut.

Ich backe aus dem Mond mir gern ein Brot,
Esse Scheibe um Scheibe,
Und trage wie's Jahr zwölf Monde im Leibe.
Hunger gibt dir auf alles ein Recht,
Und nur dem wird's schlecht
Und wird's übel genommen,
Der nie will zu seinem Hunger kommen.
Hunger ist nicht zu trauen,
Hunger läßt nicht mit sich handeln,
Hunger kann dich zerkauen und in Erde verwandeln.
So sind die Worte der Schlauen.
Aber die Wolkenlosen,
Die mit bloßen Füßen im Mondschein gehen,
Und mit den Ohren an Sterne anstoßen,
Fragen: Wer hat das Wort Hunger genannt?
Wir haben dies Wörtlein nie gekannt.

Nimm sie beim Wort, der Mond geht heim.
Kaum zog er sich ohne Seil hinauf,
Dauerts kein Weil', biegt er sich ins Geäst hinein,
Liegt wie ein Ei bei dem Baum,
Wie ein bleierner Hauf.
Und Kieselsteine sind nicht in den Kissen
Derer, die's Ende der Mondrune wissen.

ROBERT GOURNEY: DREI GESPRÄCHE MIT EINER KALTSINNIGEN

BALTHASAR UND MARIA: ERSTES GESPRÄCH

B. . . . . es war gerade das Buhlerische, das mich auf sie aufmerksam machte. Ein Licht über ihr, und im Gespräch glitt plötzlich die Ecke ihres Abendgewandes, sie trug sich immer sehr frei, von der verhüllten Schulter. Nun brach aus dem dunklen Tuch plötzlich das weißliche rosige Licht der Haut, der zarte Schatten am Schlüsselbein blieb doch in der Fülle bestehen und lockte, und sie sprach unbekümmert weiter, daß ich die stete und restlose Zuwendung, die ihre Unterhaltung trotz allem behielt, wie die Ruhe eines gewaltigen Schiffes empfand, um das die Wellen aufgeregt sich heben. In einem solchen Moment war sie ganz kolossal, die Zerbrechliche! so leicht war mit dieser Geste alles ins Sinnliche gerückt! und doch blieb Ton und die Richtung des Gespräches ungestört.

M. Sie war sehr schön?

B. Sie wissen, daß in solchen Dingen nichts sich sagen läßt. Was mich als schön ergriff, fand ich auch später immer unvergleichlich. Sie wissen, in so gespannten Dingen ist alles Notwendigkeit für den einzelnen, Zufälligkeit für den andern. Aber ich liebte sie nicht.

M. So war sie nicht schön?

B. Es sind nicht alle schön, die wir lieben. Ich muß Ihnen sagen: sie war wohl schön, aber wenn ich nur dachte, ich hätte Verlangen zu ihr, so war sie mir grauenhaft häßlich.

M. War sie sehr herausfordernd?

B. Ist das Buhlerische herausfordernd? Es ist doch nur wie eine Sache da! Ist ein laszives Buch herausfordernd? Es meint doch nur. »Denk an dich«, so gut wie ein moralisches. Mehr wollte sie nicht. Es war nur ein großer Ernst, daß sie sagte: »Sieh da mein Freund, wir sind doch mehr, in Aufrichtigkeit gesprochen, als das, was wir uns mit Absicht vorführen. Nicht weniger.« So zwang sie mich oft ihr ins Auge zu sehen und einzugestehen, daß es Wollust gebe. Mehr war es nicht, was sie für gut befand.

M. Aber Sie litten doch viel von ihr?

B. Weniger, Maria, weniger als ich unter diesem dürren Anhören leide, an dem Sie in den letzten Tagen sich sättigen. Das ist freilich schlimm, wenn Sie so unentwegt von den andern Frauen hören können.

M. Warum sind Sie so sicher, daß ich ohne Anteil zuhöre? Verlangen Sie ein Wort des Einverständnisses, daß alle diese Genüsse sehr lieblich sind, die in Ihren Erzählungen quirlen? So sprechen wir doch von etwas anderm!

B. Und doch werden wir gleich wieder sein, wo wir waren. Das ist unvermeidlich.

M. Oh —. So ist es schon den ganzen Abend! Warum, beim Kommen schon, waren Sie so gepreßt? Eine Stimmung, in der alles sich unerträglich zuschärft!

Warum reißen Sie jetzt so heraus aus mir, was mich nur in Ihrer Gegenwart bestimmte, ging, wenn Sie gingen und so wenig mir blieb, im gewöhnlichen Tage, daß mir die Stunden, in denen ich Sie sah, später erschienen wie die Gespräche einer Fremden mit einem Bekannten? Sie haben sehr Unrecht.

— —

B. In unserer Lage können nicht beide schweigen, einer muß der Schwächere sein, um des andern willen. Und doch ist es vielleicht nicht möglich, das Schweigen zu brechen. Sie sind allen Dingen der Liebe so fern — und es läßt sich nur mit den Mitschuldigen über sie reden. Es darf nicht fraglich sein, daß man um sie weiß und mehr noch, daß man sie geliebt hat. Maria, man muß die Liebe sehr tief lieben, um das Wollüstige ruhig zuzugeben . . . das in ihrem Innersten ist.
M. Sie können sich nicht beklagen. Wir sehen uns in den letzten Wochen fast jeden Tag. Immer sprachen Sie mit einer Bedeutsamkeit, die über die Sache hinwegzielt. Ich habe nicht einmal fortgesehen. Aber ich habe Ihre Kälte so gut verstanden, die ruhigen Bewegungen um einzuschläfern! Wie oft haben Sie dann zugestoßen — es muß Sie verdrießen allmählich.
B. Es wird mich nicht verdrießen. Sie machen so gut erstarren, was ungefügt und den Moment ganz an sich reißend dem übrigen Leben sich sonst entzieht. Sie haben sehr recht, es war viel Werbung in den vielen Bildern: daß Sie einmal einfielen und sagen möchten: »So geht es weiter, nicht anders,« — und das mußten Sie voller Herausforderung tun, ob ich Ihnen folgen könnte oder zu weich und empfindungslos dazu wäre. Aber Sie sahen Bild auf Bild und die klugen, die spitzigen Fragen ließen mich fabeln, Sie warteten noch auf das beste Wort, sich zu verraten.
M. Oh wie zogen Sie durch die Wüste! Wie sah ich Sie erlahmen und doch vom Wort getragen, der falsch gedeuteten Aufmerksamkeit ganz hingegeben, schleppten Sie sich fort! Es war nur ein Wort von mir, nein eine Betonung, was dem allen ein Ende machen konnte, nicht wahr? Irgend etwas! Man mußte nur davor schreiben können: »und ich, auch ich . . .!«
B. Ihr Triumph! Merkwürdig und verkehrt war es, Ihnen von Frauen zu reden, und wie sie mit Männern waren, davon zu erzählen, wie von schönen Dingen, nicht wie von gefährlichem, das uns plötzlich ins Blut fährt und wild mit uns wirtschaftet. So hätte ich kommen sollen: Knien, bitten, strömen, — ach Gott, bei soviel Begriffen über Liebe wäre das doch sehr ridicul gewesen!
M. Mon cher, man muß sich nicht mit jeder Frau in dieser Weise zu schaffen machen. Lassen wir es doch bei den verwegenen Plaudereien und erfreuen wir uns unserer Schwindelfreiheit.
B. So plaudern wir. Sie haben kein Recht in solchen Angelegenheiten! Nichtwahr, plaudern wir. Nichts besser, als plaudern in solchen Zwielichtigkeiten, wo jedes Wort schon an sich das Recht hat, als Pointe zu gelten. Plaudern wir! Plaudern wir! Und dabei habe ich hier gesessen, und habe von dem leidenschaftlichen geredet, wie jemand der alles Gut weggibt um besseres zu gewinnen. Wie kann man ohne schleichende Krankheit so sprechen, wenn man nicht gleiche

Glut erzeugt, in der sich alle Vorgeschichte vergißt! So ist das alles sinnlos und vergiftet den Schwätzer.

M. Mir scheint, da ist noch genug Leidenschaft. Glauben Sie nicht, daß sie mir gelte! Sie nehmen Frauen, wie man Hindernisse nimmt.

B. Das ist alles so klug gesagt, daß man aus den Gründen nicht herauskommt.

M. So bringen Sie Gründe. Ihre Erzählungen waren alle sehr schön. Aber konnte das genug sein schließlich: Sie verlangten, sie liebten, sie waren sehnsüchtig, sie genossen ihr Glück? was ist da besonders im Spiel? Lächeln Sie nicht, aber ich verstehe Ihre Geschichten, fürchte ich — nur wenn ich den Sinn höre. Ich bin doch schwer von Begriffen.

B. Überbeschwert, ja.

M. Das besondere — es ist alles so entsetzlich tot, gerade, wenn es beginnen soll zu leben. Als ob sich nicht mehr darüber sagen ließe, wie über sonst eine Leidenschaft. Das Leben hört auf, wo es am lebendigsten werden soll in diesen Geschichten. Vielleicht, daß das Eigentliche der Liebe verschwiegen wird, weil es selbstverständlicher ist als die Luft, die wir atmen — oder ist es nicht zu sagen. Da muß etwas sein, danach bin ich neugierig. Gebe ich Ihnen nicht viel zu? Ist das nicht ein Erfolg all Ihrer Geschichten? So sprechen Sie!

B. Jetzt fortfahren. Sie werden die Gefahr nicht einmal teilen, die dabei ist.

M. So sprechen Sie. Nicht wahr, es ist da ein Geheimnis, etwas was selbst, das . . . das technische tiefsinnig macht? Etwas was aufhebt. Irgendetwas fließt in alles ein und das ist es. Sonst wäre das Ganze Trubel und abscheulich. —

B. O wie rechnen Sie das gut heraus.

M. Wenn man davon wüßte . . .

B. Es gehört genug Mut dazu, noch einmal davon zu beginnen. Aber gut, nun haben wir doch zum wenigsten offenes Spiel, und wir spielen um viel. Sehr viel.

M. Wie Sie wollen.

B. Sie sollen im Grunde nichts anderes hören als bisher. Nur Sie können regeln, was ich Ihnen bringen werde. Den Sinn aller dieser Dinge sollen Sie geben — anders ists nicht möglich! Ich werde sprechen, aber Sie müssen — schweigen. Sie könnten auf eine Weise schweigen . . . Verstehen ist hier etwas, das ist nicht das Wort . . .

M. So drohen Sie? Glauben Sie nicht, ich sei ungewaffnet.

B. Waffen, wo es nicht Kampf gibt.

M. Ach doch mehr, einen Frieden, den könnte wohl nichts brechen.

B. Nun — Friedlichkeit.

M. Mehr glaube ich. Gewarnte Wachsamkeit! Wenn ich Sie sprechen höre, so ist die Liebe das Tosen, das plötzlich entsteht, durch seine Gewalt alles ergreift und schweigen, hören und zittern lehrt. Es duldet nichts — aber plötzlich verschwindet es und nun diese lächerlichste aller Stillen! Ohrensausen! Ach, dann wird wieder ein solches verschlingendes Durcheinander entfesselt und so fliegt nun der Eilfertige hin und her zwischen der Fülle der Leere und der Leere der Fülle.

Denken Sie, plötzlich höbe sich die Decke über uns mit einem entsetzlichen Knattern, der Boden wiche, die Fenster klirrten nach außen. Und wir, von dem Taumel dieser Sinnlosigkeit ergriffen, zerfetzten, zerrissen uns mit, ohne Halt, einfach so — Darauf wäre alles wieder in Ruhe — als ob nichts dagewesen wäre. Aber da man von solchen Unterbrechungen ex coelo weiß, so behagt es nicht mehr, an einem Faden zu spinnen. Nichts ist so tötlich wie das Unbegreifliche! Wir sitzen da, halb schlafend, immer ein wenig geöffneten Mundes und warten unserer selbst enthoben zu werden.
B. Man müßte Sie lehren! Ihre Geborgenheit, Ihre totale und sogar ein wenig — Ihre Geborgenheit müßte man brechen! Sie schrecken, zeigen, daß Sie nicht alles von sich wissen. Nicht wahr, wie ein Mensch auf der engen Plattform eines Turmes, der sich zwischen undurchdringlichen Wänden geborgen fühlt. Aber plötzlich — da stürzen die Bohlen nach außen, lautlos, und er sieht sich schwankend frei. Haben Sie es so gewollt, daß Sie nichts wissen von den elementaren Gefahren? Das alles so klar liegt — durch eine Bretterwand!
M. Das eben sollen Sie mir beweisen: Die Bedürfnisse, die ich nicht erkenne.
B. Eine gute Parade! daß man nichts braucht! Wovon man sagt, man braucht es, ist alles jenseits des Beweisbaren! Es muß immer zweifelhaft sein und fraglich und unser Leben berühren, wie der flache Stein sich ein paarmal über den glatten See schnellt — wenn man ihn recht wirft. Für Sie ist der Genuß was selbstverständlich zur Stelle ist. Das ist der Genuß — die Selbstverständlichkeit der Befriedigung. Wie prächtig, das ganze Haus als Badezimmer eingerichtet.
M. So ist es nicht. —
B. Oh es ist gut und es ist schön, und es ist einwandfrei und eben darum ist es nicht — diskutabel.
M. Nun gut! Sprechen wir von etwas anderm. Sie sind heute sehr rasch mit mir. — Haben Sie sich den Koffer angesehen?
B. Den Amerikanischen? Er ist recht wohnlich. Aber ich habe noch einen, kleineren freilich, gesehen, der mit Messing beschlagen ist, aus grünem Leder.
M. In solchen Sachen kann man nicht knapp und einfach genug sein.
B. Skelettarische Ästhetik. Ein amerikanischer Koffer ist im übrigen recht geräumig.
M. Ach über alle Mathematik heraus! In einen solchen Koffer geht viel mehr als hineingehen darf. Man findet immer mehr darin als man sich erinnert, je eingepackt zu haben. Es ist sicherlich Aberglauben, daß er einen Boden hat — oder die Koffer sind nach allen Seiten unermeßlich. Mir macht es immer den Eindruck. Ich kann gar nicht genug von den Tieren haben.
B. Ein gutes Zeichen, wenigstens diese Verbindung zum Unbegreiflichen.
M. Noch Tee. — Man kann seine Hüte darin unterbringen und seine Ölbilder. Es gibt nichts Überflüssiges mehr für eine Reise. Er macht von allen Dingen selbstverständlich, daß sie uns begleiten. Nicht wahr?
B. Die Amerikaner haben doch schon ihre Tücken! Ein einziges Paar Socken —

ein indiskutables Bekleidungsstück des Mannes mit Ihrer gütigen Erlaubnis — ein einziges Paar Socken, die sich in einem halb ausgepackten Koffer von dieser Art verloren haben sollten — schon die bloße Sage hat einen Freund von mir beinahe um den Verstand gebracht. Sie wissen, ich habe viele Freunde.
M. Meinen Sie?
B. Es war keine captatio benevolentiae. Er war nicht besser als alle andern.
M. So ist es Ihre Art! Also ein Paar Socken. Eine sehr bizarre Geschichte von Ihrer eigensten Fabrikation, wie ich vermute.
B. Oh, es ist eine Geschichte, die sich der Frage nach wahr oder falsch schon entziehen wird — meine Freunde sind es nur darum, weil nur von ihnen ich solche Geschichten erzählen kann und die andern sind eben nur gute Bekannte. Denn man kann nichts von ihnen sagen, als was sie zufällig selbst zu reden geben.
M. Nun, zwei Socken sind ein sehr zukunftsreiches Thema.
B. Mein Freund hat mir erzählt, er sei auf der Reise eines Abends in ein vorzügliches Hotel gekommen, irgend wo, ich glaube in London. Er war zum Diner eingeladen, kommt danach in sein Appartement zurück, zieht sich um und geht in das Wohnzimmer. Da hört er, nebenan im Schlafzimmer, von dem ordnenden Mädchen ein Geräusch. Ihm fällt plötzlich ein: Meine Socken! Sie müssen nun das Charakteristikum des Trefflichen vernehmen. Er trieb ungeheueren Aufwand für seine Socken. Sonst liebte er nichts und hatte nichts geliebt. Er besaß alle und jede Art von Socken, hatte selber noch viele dazu erfunden und so unbedingt er sich sonst nach der Linie des gerade Gebotenen anzog, so toll war er mit seinen Socken. Gerade an diesem Tage nun hatte er zwei besonders schmiegsame und seltene Lieblinge an seine Füße gezogen, ach mit wieviel zärtlicher Akkuratesse! und war mit den beiden reizenden und sich so nahe stehenden Geschöpfen besonders freudig ausgewandert. Diese beiden Söckchen waren aus Kaschmir, hatten rote Tupfen und einen allfarbenen, breiten Saum, blau und rot und rosa überwogen darin, und auf der schimmernden Seite gewebt, war er getönt als sei er durch Milch gezogen. Da hineinzuschlüpfen war dem Freunde eine unsägliche Wonne gewesen. Aber wie immer war er etwas undankbar beim Ausziehen und legte die Söckchen zwar säuberlich zusammen, aber doch irgend wohin. Er war in solchen Sachen durchaus Lebemann. Aber das Zimmermädchen konnte die Lieblinge nun anfassen, irgend wohin weiterbefördern, untersuchen, zerreißen, stehlen. Er stürzte hinüber. Die Socken waren weg. Man suchte sie. Man suchte sie systematisch. Das Dienstmädchen war zufällig halb schwachsinnig, jung, schmal, von der Kindheit her ohne Reserven für die Umwandlung zur Frau. Also verlegen, fahrig, neugierig und nach kurzer Zeit unkeusch in einer ennervierenden Weise. Mein Freund wurde durch das gemeinschaftliche Suchen mit dieser graublassen Dame bald bis zum Äußersten gebracht. Er war sehr penibel. Das Mädchen kommt endlich auf die Idee, die Söckchen könnten im Koffer sein. Der schöne amerikanische Koffer stand in der Ecke, auf sechs nicht ganz niedrigen Bänkchen. Beide schauten nun in den Abgrund, vornüber gebeugt und nach allem weißlichen

haschend, was da in der Tiefe sich regte. Da rutschte ein Bänkchen, der Koffer neigte sich nach vorn. Sie wissen, die Koffer schließen automatisch. Nun, die beiden lagen darin, an sich ist das nichts weiter! Daran ist gar nichts komisches; man teilt den Raum ein und wartet, bis das automatische Schloß wieder geöffnet wird.
M. Natürlich.
B. Natürlich, aber wissen Sie was das heißt: so ins Dunkle stürzen? Mit drei, vier Drehungen und Wendungen? Mein Freund war im übrigen ein Mann, der eigentlich nur die Horizontale und die Vertikale anerkannte. Genug, er wußte nicht, wo oben war, wo unten. —
M. Und das Zimmermädchen?
B. Sie schien noch die Orientierung behalten zu haben, aber es konnte ihm nichts helfen. Die Sache war zu einfach, um sie begreiflich zu machen. Es war eine gräuliche Lage.
M. Freilich. Gar kein Licht?
B. Sie wissen, die Koffer sind beinahe luftdicht. Es war eine vollkommene Schwärze. Das Zimmermädchen war zunächst sehr geschmeichelt mit einem so vornehmen Herrn in einer so engen Dunkelheit zu sitzen. Es krabbelte ein bischen und zog sich dann in guter Haltung in eine Ecke. Er aber war verzweifelt. Er wußte nicht im mindesten, wie er im Raume war. Er hielt sich tausendmal vor, daß seine Beine unten sein müßten, sein Kopf oben. Wer garantierte ihm, daß diese Bestimmung der Natur wirklich erfüllt war? Es konnte ihm nicht helfen, daß er seinen Körper wie ein Haus in Stockwerke einteilte und seine Füße nicht nur Parterre sondern Keller nannte. Er fühlte sich in seiner Raumvorstellung ganz auf sich reduziert — und eben darum kam er sich vor wie ein Gespenst. Die Angst stieg ihm zu Kopf. Er fühlte sich sieden. Je länger diese gräßliche Unsicherheit, das Fehlen der natürlichsten Begleiter, des Bewußtseins andauerte, desto mehr verblich ihm seine eigene Existenz. Er klopfte gegen die Wände. War das Boden oder Deckel? Das Gehäuse, schien ihm, drehte sich. Dann fiel es wie rasend, er im tollsten Schwindel mit. In der Bodenlosigkeit des Sturzes verlor der Widerstand des Koffers endgültig allen Sinn. Nun fiel er allein im leeren Raum. Aber das war noch alles Panik, die einen Gegenstand hatte. Nun schien ihm bald das Fallen wie eine Täuschung — eine leere Täuschung aus der himmelweiten Zeit, wo er noch oben und unten und tausend andere schöne Dinge dieser Art empfand. Er war ganz allein im Raum, er stand still und log sich den Fall mit dem Fehlen aller Unterlage zurecht. Das hielt er sich mit großer Deutlichkeit vor. Er begann zu keuchen. Ihm ward übel, er wagte nicht die Hand auszustrecken, so unvorstellbar war ihm in dieser Nichtigkeit etwas, was er im gewöhnlichen doch ohne weiteres tat. Er verharrte unbeweglich.
Mein Freund war nun einer der räumlichsten Menschen, die man sich denken kann. Die Welt war ihm ausgefüllter Raum und auf dieser gewissen Unterlage, die er wie einen unbedingt gehorsamen Sklaven mißhandelte, schuf er sich mancherlei tolle Freuden, tiefsinnige und liebevolle Verbindungen aller der Sachen, die in

diesem Raume auf und abwandeln. Oh, er war der brückenreichste aller Menschen, voller Kunst in endlosen Ketten ein Ding für das andere einzusetzen und so auszudrücken, ohne Gleichen in der Bildlichkeit der Erkenntnis, die besser als alle Erkenntnis anderer Art schien, so lange man ihn anhörte. Denn man fühlte wohl: Das letzte Ding zu dem er gelangte, werde das erste in diesem Zirkel der Symbolisierungen wieder treffen – so war es genug, daß er bald hier, bald dort ein Stück der Kette zeigte. Von Zeit zu Zeit nur ließ er die Fugen in diesen scheinbar endlosen Gebilden sehen – was andere Leute höchst ehrenhaft als Logik für sich nehmen. Der Raum aber umschloß alles, in diesem Sinn hatte er das stärkste Wirklichkeitsgefühl. Er sah die Welt wie eine große Herde am Abend, wenn das Gatter sie ganz einpfercht. So hatte er alle Sachen in der Tasche und war ganz selbstverständlich sicher, er werde sein ganzes Leben in der angenehmsten Geselligkeit zubringen können, aber auf den Raum, da er immer so ein letztes Ding, in den Wandlungen eine letzte nach der letzten suchte, sehr souverän, sehr vornehm, wie er war und immer in Gedanken an das, was nach dem jetzt gedachten gedacht werden müßte – auf den Raum, den guten, der ihm mehr eine Art Präsentierteller war, auf dem die verschiedenen Phänomene, die ihm besonders gut lagen, ihre Karte abgaben, hatte er nie acht gehabt. – Ist es langweilig?

M. Es ist nie langweilig, wenn man auf einen Hinterhalt gefaßt ist.

B. Aber nun fehlte er ihm, dieser Diener, der allzu sehr bei ihm sich eingenistet hatte und nun zeigte, wie übel jede Gewohnheit werden kann. Der Freund fühlte keinen Rahmen mehr und der Raum parodierte sich in seinen sonstigen Funktionen aufs Hämischste. Man kann im leeren Raum nicht fallen, das machte unser Armer sich immer wieder klar. Aber man tut es eben doch. Er übersah diese umgekehrte Metaphysik nicht. Sie hielt nicht mehr lange vor. Zuletzt war alles nur noch an Begriffen aufgehangen, dann war gar nichts mehr da. Er verlor den Raum ganz und alle seine Gefolgschaften und Freunde, er hat viele.

Und war auf sich gestellt auf eine Weise, die alle Heldenschaft verspottete, denn er war nun ohne alle Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit und band sich durch nichts mehr mit dem Außen, der Verlassene. Alle Sensorien waren ihm leer, denn sie schämten sich ohne ihre Bekleidung – den Raum, der nun doch einmal schadhaft geworden war. Und ganz seiner Person überlassen, meinte der Freund er ertrinke in sich. Was er nun war, das war das Unmögliche anschaulich. Meer, ungeheures, formlos und klatschend, unsichtbar, und er war doch wissend, jedes in ihm zu sein und es ganz zu sein, dieses geteilte und geschlossene. Und in der Abgeschlossenheit sich selbst erlebender Erlebnisse, in diesem Lärm der Wort- und Bildberaubten inneren Bewegungen, schrie ihn die furchtbare Stille an, in dem diese Haltlosigkeit sich zusammenfand, bepinselt von dem Aberwitz ganz ungezielten seelischen Daseins. – Haben Sie einen Gedanken dafür, so ganz auf sich zu kauern? – und wie nun alles andere als lächerliches Bauwerk abfällt wie Stuck vom glatten Granit und so nun in sich verwiesen zu sein mit einer langsamen und abschließenden Gebärde. Er war allein, das ist schlimmer als Einsamkeit – dies Erlebnis macht

die Einsamkeit lächerlich, die doch noch immer die Geselligen kennt. Die Angst dieser Einsamkeit reicht an Blödheit, das Wasser fließt ihr zwischen den Lippen. Und sehen Sie, in dieser höchsten Not kam doch — das andere. Es war unmittelbar in ihm, irgendwoher, nun ging die gräßliche abgeschiedene Erkenntnis hinein in eine wunderbare Teilung, als striche etwas über ihn, und er schmolz. Nun konnte er wieder sehen, in einem sehr raumentfernten Sinn und etwas, was war wie das blanke Eigene, aber — jenseits. Er schmolz und starrte, starrte hinüber: wo er selber war und doch das andere und nun lebte er ohne von sich zu wissen in köstlicher Unwissenheit durch die Fülle im anderen, und die Verlassenheit, die sich so prall gemacht hatte, sank zusammen und ob er gleich nicht wußte war er es oder ein anderes, entrann er doch seiner hoffnungslosen Gefangenschaft, denn er konnte von sich sehen, weg dorthin und es packte ihn ein toller Durst sich ganz zu verlassen und zu jenem zu finden. Und er ergoß sich gepeitscht in diese vertraute Fremde und genoß die geheimnisvolle Geschiedenheit und doch Verbundenheit der andern Insel. Am Boden des Meeres gibt es keine Inseln mehr, nicht wahr, da ist alles Boden? Ah, was schierte da alles Spintisieren!
Sie machen schon lange ein zweifelhaftes Gesicht. Aber so muß man davon sprechen: parodistisch wie jetzt, denn es sind so zerbrechliche Sachen, daß man nur im Scherz bei ihnen verweilen kann. Maria, aber ich bitte Sie, lassen Sie mich weiter erzählen. Provozieren wir das Lächerliche, den Eingeweihten bleibt schon das Unheimliche, das versöhnt.
M. Bin ich eingeweiht? Das setzt ja eine ganze Philosophie voraus, die es nicht gibt.
B. Ah, Philosophie! Nein, das sind Geschehnisse. Die Erkenntnis wird noch lange davon in die Ecke fliegen, daß sie sie appretieren möchte. Eines Tages wird man sie freilich einfangen müssen — um sie noch ein wenig zu haben. Sie liegen noch ein wenig auf dem Bett, dann kommt erst gefestigten Schrittes die Gelehrsamkeit, die ist ja der Krankenwärter unserer Erlebnisse, nicht einmal der Arzt. Es ist so eingerichtet, daß sie auch der Totenmann ist, denn alle diese Kranken sterben! Und dann beginnt man in kahlen Räumen von ihrem Leben zu munkeln — nun erst, bis eines Tages alles totenstill wird, aus Rücksicht auf die neuen Kranken, die gebracht werden.
M. Chorus mysticus! Als ob in Begriffen nicht viel mehr Erlebnisse steckten und die größeren.
B. Ich wünschte fast es wäre ein Chor, dann trüge sich sogleich diese Geschichte und ihre Übergeschichte sehr verständig,
M. Ja wirklich, wie ging es unseren Koffervögeln?
B. Nicht wahr, die Geschichte kam so. Er war mit dem Zimmermädchen kollidiert in dem kritischen Moment, und sie hatte den Hilflosen angezogen nach der Bestimmung der Natur, aber ich versichere Sie, nicht räumlich. Nur ein Zusammenschießen der Gefühlsgruppen wie Christallisierung, und Mechanismus der Innervation. Sie sah die Lage durchaus irdisch und so zuckte dann durch das wilde Gefühls=

gebläse, den gasförmigen Riesenball innerer Gestaltung, der um ein Nichts raste, plötzlich jener Blitz, ein Zickzack. Nun wußte er um die Erlösung und er erfuhr ihre Vollendung. Denn das Chaos ging in eine feierliche gleitende Strömung über. Dunkles in satten Farben und dann sich darüber gießend Helles und Lichtes. Nicht im Raum, sondern von einer Seeligkeit beherrscht, die ihn stillte. Es war Ruhe in ihm, dem rastlos gewanderten, ewig tauschenden, ohne Entsagung lebte er in einem unbekannten Selbst und seinem vielfältigen Wechsel, den er nicht messen konnte, der aber in einer innersten Harmonie dahinstrich. Er sank im Schluchzen zurück und schlief.

M. Er hätte längst ersticken müssen.

B. Man öffnete den Koffer und sie entstiegen ihm. Das schwachsinnige Zimmermädchen verschämt, aber nicht ohne Genugtuung. Er war vollkommen ebenmäßig weiß im Gesicht, schrecklich abgemagert. Man legte ihn, der sich nicht rühren konnte, zu Bett. Während dreier Tage war er keiner Bewegung mächtig, so meinte der Arzt, und war sehr erstaunt von seinem allmählich aber kontinuierlich sich bessernden Patienten zu hören, diese drei Tage seien die lehrreichsten gewesen, die er je durchlebt habe. Von der Sache sprach er nicht viel, aber er war betroffen, als er hörte, daß sein Aufenthalt im Koffer nur zehn Minuten gedauert habe. Der Kellner war im Moment der Katastrophe ins Zimmer getreten und der schnell gefundene Schlüssel hatte die Beiden bald befreit.

M. Ah so.

B. Jawohl. Soll ich noch weiter erzählen?

M. Das Ende der Geschichte ist doch die Probe auf sie.

B. Ach, wenn Sie das sagen, ist sie schon mißglückt. Aber gut, halten wir durch. Mein Freund fing nach dieser Erfahrung kein neues Leben an, er wußte wie wenig das zu bedeuten habe. Es war eine Erfahrung, die sehr im Innern ihr Gebiet hatte und nicht nahe an dem, was ihm das Ausdrückbare war. Aber er behielt eine reizende Ironie aus diesem Abenteuer zurück. Er nahm alles nur noch in seiner Art ernst, aber nie im Ganzen. Er wußte – Stuck, und vor allem eins: Er konnte von nun ab im Dunkeln sitzen, mit geschlossenen Augen, im ganz Dunkeln und er tat es gern. Er tat es gern. Nicht oft.

M. Ich kann mir nicht denken, daß man sich davor fürchtet.

B. Wie sehr tapfer.

M. Die ganze Geschichte ist unmöglich – schlimmer: unrichtig. Er fühlte doch den Druck des Bodens.

B. Er hat ihn eben nicht benutzen können, der Arme. Nach seinem Sturz fehlte ihm die Empfindlichkeit für solche Indizien. Aber das ist doch nur Rahmen. Manches – nicht Wahre, aber Wirkliche, läßt sich nur dem Unwahren abzwingen. Nehmen Sie es so. Er mußte hart geschüttelt werden bis er sah. Das letzte konnte ihm nicht erspart werden, was wir nur durch emsig gefertigte Umhüllung sehen müssen, weil wir klug genug sind von vornherein daran zu glauben: an die Unentbehrlichkeit der Liebe.

M. Pourtant, das Dienstmädchen war zu bedauern.
B. Oh, was das anbetrifft, so bin ich mit ihm noch voller Mitleid.
M. Aber es gehört, ich verstehe wohl, mit zu Ihrer Kur?
B. Es ist darin recht nützlich.
M. Der Zerbrochene! Es ist doch nur Degradation. So meinen Sie mich auch — erlösen zu müssen, Allwissender?
B. Ich sehe, ich bin schlecht gefahren . . .
M. Ja wirklich, da wissen wir nichts voneinander — und fast glaube ich, nie werden wir es können!

— —

. . . Ach, ich habe wohl eingesehen, daß Sie von einer Armut sprechen. . . . Aber ich fürchte, Ihre Liebe ist auch nur ein Glück der Bedrängnis. Ich bin wohl berührt von Ihrer Geschichte, aber Sie haben mich nur bestärkt. Sehen Sie, Sie haben viel aufgeboten, um zu zeigen: Unsere Rettung durch die Liebe ist die unerbittlichste Notwendigkeit. Es ist zum Spaßen, das nicht zu sehen. Aber ich meine, sie ist nur ein Rückstoß, oder sie bezahlt uns die leichtsinnigen Schulden und nun gehören wir ihr. Es ist mir so schwer, das ausdrücklich zu sagen. Ich weiß kaum, wie ich es unversehens begreife, was ich jetzt sagen möchte. Die Liebe ist ein Entrinnen. So: ich will nicht den Tod, ich will nicht die Einsamkeit, die Sie mit parodischer Fürchterlichkeit erscheinen liessen, diese Schmerzen, die jede stille Minute bedrohen und deren Erinnerung sogar uns zittern macht, aber ich will die Liebe. Verräterische Trennung. Nehme ich die Liebe über mich, so lasse ich auch jene Dinge sich einmischen, die die unablässige Vernichtung bedeuten, das stetige »vor der Hand« des Lebens. Von da ab gibt es keine Tat mit ganzem Bewußtsein. Der Genuß ist doch nur am Ende des Schmerzes. Ich taumle vom unklaren Schwälen des Körpers gepackt, ich Blinder, in den lockenden. Und nun führt er mit sich, was mit solcher Hingabe und Schwäche notwendig seinen Zugang findet, verkappt, vermummt und in unedler Haltung. Welche Waffen habe ich gegen so notwendige Verzweiflung, die mein Leben zum Komödianten preßt, wenn ich das Vergessen im Genuß müd und feige über mich kommen lasse? So denke ich mir. Unlöslicher Zusammenhang der Preisgabe. Aber, Balthasar, ich, ich darf mit feingesponnener Achtung an ihnen vorbeigehen, an Tod, an Einsamkeit, denn ich weiß, die große Vergeherin meines Lebens, das ist die Liebe. Und ich lasse sie mit künstlicher Geschicklichkeit zur Seite. Oh, wie verschweige ich, daß ich um sie weiß! Ich grüße sie über Nichtbekanntsein hinaus, wie man grüßt, um zu vermeiden, daß man je sagen muß, was man denkt. Es ist gar nicht Feigheit. Aber ich weiß, wie trüb Liebeswerke sind für die Zeit der wachenden und bauenden Absichten. Das Leben zergeht durch sie in den ungeformten Gewalten. Es lohnt sich nicht mehr, es zu halten, zu fügen, über das hinaus, was verlangt wird. Die Liebe ist Selbsverspottung. So fühle ich sie. Man sagt, ich sei klug. Oh, viel mehr. Ich habe warme Begriffe um der Wärme willen, die mich nicht verlockt. Dies Versagen gibt auch tiefe Fülle. Mein Leben hat unersättliche Form durch diese Freundschaft.

Sehen Sie, dieser Mann kannte Angst. Auch die Angst darf in einem solchen Leben nicht sein. Sie haben recht, sehr recht: Die Angst steht am Beginn, sie wächst und wir über alle Begriffe hinaus werden von ihr entrafft. Da bewährt sich der Bund: Da ist der Tod, die Einsamkeit: sie ängstigen uns – und nun kommt die schleichende, hinterrücks umschlingende, die plötzlich eng neben uns ist, die warme, wir sinken in sie zurück, die Liebe. Wenn sie uns entläßt, so gibt sie uns wieder jenen Despoten, denen wir gefügig sind durch die Liebe. Zergehen, um wieder zu zergehen – Taumel von Toten.
Seien wir still davon. Das Verschwiegene, mein Freund, glauben Sie mir, ist auch da und fruchtbar. Aber es ist ein anderes Dasein, man muß damit umgehen können – mit den verschwiegenen Gewalten. Das ist Weisheit, stille und die unmittelbarste. Ich bin davon ausgeschlossen, mehr darüber zu sagen. Das schon war wie – erpreßt.
B. Verzeihen Sie mir.
M. Ach, Sie Lieber. Sie haben mir das Schweigen ja zugeteilt, so wollen wir schweigen. Das Verschwiegene – es kann in allem erscheinen.
B. So geben Sie mir alles und nichts.
M. Wie kann es anders sein. Bleiben Sie mit mir in dem Hellen.
B. Sie sind die Starke – und dennoch . . . adieu, gute Nacht.
M. So nicht. Adieu, gute Nacht. Sie kommen doch bald?

ZWEITES GESPRÄCH.

B. Maria, ich bringe Ihnen hier Ihre Bücher.
M. Oh! . .
B. Warum erschrecken Sie?
M. Brücken zwischen uns.
B. Ach, Bücher sind doch eher die indirekten Anreden. Man wagt nicht von dem andern zu sprechen, und so sagt man vorsichtig: »Lesen Sie dies Buch« und denkt: »Du bist dies Buch, hierin und darin«. Man wagt noch nicht seine Kenntnis zu verraten.
M. Brücken sind für die Getrennten, Sie haben recht.
B. Aber die Getrennten nicht immer für die Brücken.
M. Das ist doch schon ein schlimmes Wortspiel!
B. So geht es mir oft, wenn das Wichtige drängt.
M. Daran erkenne ich Sie. Wenn Sie nicht offen sein wollen, sind Sie . . .
B. – versteckt. Kein gutes Zeichen für die Offenheit.

– –

M. Sind nicht die Ziellosen die Offenen allein?
B. Sie haben Recht, die verschwiegenen Ziele verderben.
M. Und Sie?
B. Maria!
M. Lieber Balthasar, Sie sehen, daß ich mich weit getrieben fühle. Als sie verschwunden waren, nach unserem letzten Gespräch: Ich war zerschunden von Ihrer

Geschichte. Meinen Sie, diese unfaßliche Überlegenheit, ich meine diese unergreifliche Sicherheit könne mich überzeugen? Es ist schon genug Vergangenheit, um davon reden zu können. — Sie mußten doch sehen, daß ich zitternd geantwortet habe, indem ich von der Ruhe sprach, dem Verschweigen, das in diesen Dingen mir das Rechte scheint. Glauben Sie vielleicht, es sei die Furcht vor dem Zweifel gewesen? Es war etwas Stärkeres. Ich fühlte mich nicht versucht . . .

B. Ein solches Wort . . .

M. Oh, nach diesem Gespräch gebe ich Ihnen nicht mehr ein Recht auf Umschreibungen. Später erst sah ich, wie es war. Sie haben sich gründlich verspielt. Bedenken Sie! Sie können in Ihren Leben, in Ihren Überzeugungen nur noch zurücknehmen. So steht es mit Ihnen. Ich muß geben. Glauben Sie nicht, ich spräche von mir, wie ich bin — fraulich genommen. Daran denke ich nicht, und ich flehe Sie an, denken Sie einen Moment nur auch nicht so.

B. Maria, so können Sie immer sprechen, um mich zum Schweigen zu bringen. Aber Sie treffen mich nicht durch Ihre Unverhülltheit.

M. Sie haben wohl, bis jetzt, Recht. Oh, ich weiß, wir müssen, durch dieses Mißverständnis hindurch. Ich flehe Sie an, gedulden Sie sich einen Moment. Sie glauben nur, wir seien im Elementaren, im Körperlichen — da haben Sie das Wort. Vielleicht wissen Sie auch, was ich sagen will, aber ich — weiß es doch anders als Sie.

B. Maria, Kind, ich bitte Sie! So außer sich!

M. Ihre cynische, cynische Geschichte! Hören Sie zu. Als Ihre Stimme die Geschichte begann, war mir, als wäre es ein Gespräch ganz wie früher, wie ich es wochenlang genoß: Leicht, wechselnd und immer die Rundung des Tons, das fließende Wort als Unterpfand, das schon alles stimme, was wir sprachen, und daß man es ohne — ohne »richtig« ohne »unrichtig« genießen dürfe.

B. Und so sprechen Sie jetzt schon wieder, Liebe.

M. Ich bitte, hören Sie mich. Denn plötzlich drang zwischen allen den pfeilenden Worten in mir auf, während Sie die Geschichte drängender werden ließen, wie sinnlos jedes Wort zwischen uns eigentlich immer gewesen war. Wie alle Vorstellungen sich geformt hätten nach etwas, was gar nicht im Denken liegen kann. Wie sie alle, gegen ihre begriffliche Natur, von einer schrecklichen Gefügigkeit, Schmiegsamkeit gewesen seien, wie sich alles, was sonst gegeneinander sich kehrt und sich ausschließt, in unseren Worten sich fand und aneinander glitt . . .

B. Unterhaltung! . . . .

M. . . . Und keine Vorstellung sich etwas versagte. Sondern alle Dinge eilten herbei und verloren sich ineinander. Ein Rattenfänger trieb sie zusammen, er machte sie leer und nur noch bewegt, die Schemen, die ergrauenden, und ich weiß nicht wo die Dinge geblieben sind, die in unseren Gesprächen aufstanden. Sie waren ohne Wesen. Sie starrten mit lächelnder Miene. Und verschwanden zurücktretend und verdrängt.

B. So viel Ernsthaftigkeit!

M. Als ich nun Ihre Geschichte hörte, dachte ich, so dürfe es nicht fortgehen. Was

machte Sie mir in diesen Gesprächen so seltsam und so unentbehrlich? Die Gegenwart des Mannes? oh über die lebhaften Frauen!
B. Maria, ich bitte Sie.
M. Es war mehr als eine sanfte Erwärmung . . . . .
B. Ich höre Sie nicht an. — —
M. O Sie Uneigennütziger! Ich verdächtige Sie nicht, habe es nie weniger getan als jetzt.
B. Ich bin ganz ratlos, was . . .
M. Wir wollen doch wenigstens unsere Routine jetzt nutzen, um zu einem Ende zu kommen. Oh, Sie müssen davon wissen. Diese vernichtenden Gespräche durch Nichts, diese Jagd durch leere Hülsen, die doch unsäglich anziehend war — Sie erinnern sich, gegen alle Regel gab es warme Köpfe in unseren Unterhaltungen. —
B. Wir verstanden uns. — Ja nun, der Knoten?
M. Hier ist kein Schauspiel. Wir wissen nicht, wie unser Dialog ausgeht und manchmal habe ich ein Grausen vor dem Schluß. — . . . Hören Sie — diese heißen Gespräche in der Luft von Leichen, diese Gespräche, die den Inhalt unwiederbringlich machen, diese tödlichen Gespräche, die aus dem Mord lebendig wurden —
B. Maria!
M. Wie wir alles gleiten, flimmern, in der Harmonie sich widersprechen, in der Stille schreien, in der Behauptung sich verspotten ließen — zusammen . . .
B. Sie werden . . .
M. Flüchtiger Wust, in dem wir uns nicht irrten, weil uns nichts etwas anging. Ungeheure Gedanken, dennoch, durch frevelhafte Unbeteiligtheit an allem und jedem. Und alles gleich, gleich . . . und alles gleich . . .
B. Sie erschrecken mich . . . . .
M. Und wir doch gespannt, bis zum äußersten gespannt und hinterher laß, fertig, zum äußersten laß . . . und begierig, so es weiter zu treiben.
B. Maria, ich flehe Sie an, sprechen Sie! Ich begreife zu wenig, und bin voller Befürchtungen.
M. Still. — Das ganze ist nur ein Phänomen. Es sollte uns vielleicht nicht mehr darum sein, daß es in uns erscheint — gerade in uns. Ach, ich finde nicht das Wort, es gegen uns zu wenden. Ach, was war, begreife ich nur; ich verstehe mich nicht durch das, was ich tun will. Nur durch das, was ich tat! Ich bin mir nie meine Zukunft. Meine Geschichte nur. Diesen Moment war es vielleicht nicht so. Aber jetzt ist schon alles wieder beim alten. Balthasar, ich habe Furcht, Angst. Bis zu den Gesprächen war ich wirklich still. Ich ging ruhig mit allem um und es war so griffest und so deutlich, wie ich mein Leben und meine Wünsche wollte. Wovon ich schwieg, davon schwieg ich mit jenem tiefen Sinn. Wovon ich sprach, dem vertraute ich und war seiner sicher. Nun suche ich Worte . . .
Ich muß es Ihnen anders sagen. Ich las, bevor Sie gestern kamen, mich zwingen wollten . . .
B. Zwingen?

M. Sie verließen, was bisher war, auch äußerlich und ich mußte Ihnen folgen. Man sprach gestern anders als sonst. Hören Sie. Ich las das Buch. Den alten Apulejus. Es ist kalt geschrieben, was ich las, ein wenig spärlich, die Erscheinung nennend ohne ihre Bedeutung zu geben. Aber vorgestern verstand ich, ich verstand. Derselbe Weg. So sprach ich gestern von dem, was ich sein wollte — zum erstenmal in meinem Leben. Zum erstenmal war ich es nicht.
B. Wie Sie immer emporjagen. Könnte sich das nicht anders entscheiden, als durch »Explikation«, »explizieren« . . .?
M. Ich teile dieses Vertrauen nicht. Ich darf es nicht teilen. Balthasar, ich bitte Sie, nur um zu einem reinen Gefühl zu kommen; Sie müssen diese Geschichte des Apulejus hören!
B. Ich bin voller Spannung.
M. Schon längst ermüdet wohl.
B. Das ist beinahe feindselig.
M. Ich fühle auch etwas wie Mattheit. Hören Sie, dann ist vielleicht alles schnell zu Ende. Es ist die Schilderung des Rom unter Antonius Pius — die Zeit. Sie lasen doch das Buch, Sie erinnern sich nicht, was ich meine?
B. Kaum. Steht es nicht unter den neuentdeckten . . . . .
M. Aber Sie kennen ja seine Art, Sie werden übersetzen können . . .
B. »Zu jener Zeit mißachtete man in den besseren Ständen alle natürlichen Befriedigungen der Liebe. Nicht bloß was die Natur zur Zeugung gebietet, sondern sogar jeden körperlichen Genuß. Man ließ dies dem niederen Volke, das solche Dinge tut, ohne zu wissen, was es tut, und die guten Familien pflanzten sich fort durch Adoption. Denn die Liebe war den feineren Menschen in diesen Tagen zu Kopfe gestiegen . . .«
M. »In den Kopf.«
B. »In den Kopf gestiegen und dort hatte sie neue Mittel gefunden — nicht Kinder zu erzeugen, wohl aber die größten Genüsse zu geben, denn das Wollüstige hatte den ganzen Kopf gleichsam durchsäuert und wer dachte, war von Verlangen bewegt, auch ohne daß er es wußte. Und während die Körper schlaff waren, standen die Gehirne immer in glänzendem Fieber, denn die Vorstellungen zogen sich immer zur Brunst. Alle Vorstellungen wandten sich so und man war zwar leer, aber dennoch waren es überraschende Gedanken und neuartige, die man dachte. Und während sie immer schneller sich folgten, kam über sie, was eigentlich sie bewegt hatte, und das war die Erfüllung, wie der Erguß. Und wer das genossen hatte, war der Liebe des Körpers fern, in eine scharfe Vergiftung eingetaucht . . . . .
M. In eine schrille Vergiftung.
B. Und unaufhörlich auf dem Weg zur Liebe. Alles geistige war damals sehr hoch geschätzt und zu jener Zeit veranstaltete man gesprächige Gastmähler, die hießen »die schnellen« und da nutzte man diese Gesetze und in der Folge solcher erkrankten Gespräche, ganz hindrängend zu jenem Einmündenden von tausend noch so verschiedenen Seiten her, genoß man dialektische Brünste. Und weil bei manchem

der Körper mitspielen wollte, so brachte man faule Fische in die Gemächer, die Niederlagen der Frauen vorzutäuschen, und für die Männer standen Sklaven hinter blauen Vorhängen, die mußten sich selber . . .

M. . . . . Es macht mir jetzt nicht mehr den Eindruck, wie in der Erinnerung bei dem letzten Gespräch.

B. . . . eine seltsame Stelle.

M. Und das bei Apulejus.

B. Ich dachte immer schon, er sei aus Skepsis naiv.

M. Ich glaube die Skeptiker aus Naivetät sind häufiger.

B. Sie meinen mich?

M. So weit habe ich Sie doch gezogen, daß Sie mich etwas auf den Kopf fragen.

B. Sie haben Unrecht. Aber ich gebe zu, daß wir jetzt anders reden müssen, wie mit Annahmen, obgleich . . .

M. . . . obgleich . . .?

B. . . . nicht ohne Kompromisse. Aber dabei muß ich Sie im Stich lassen, denn ich verteidige mich gegen Sie, wenn ich mich gegen Apulejus wehre. Ganz vorsichtig natürlich.

M. Ich habe mich freilich ganz vergessen. Die Geschichte hat mich recht ernüchtert, jetzt.

B. Oh, es ist nichts natürlicher. — Aber mich machte sie trunken.

M. Balthasar!?

B. Sehen Sie mein armer Freund, der in die Kiste fiel, oder es war ein Koffer? das war eine moralische Erzählung für jedermann. Die Liebe ist eine instinktive Flucht vor den ärgsten Gipfeln der Einsamkeit, die einzige Rettung in der Bedrängnis vor ihr. Fertig. Heutzutage ist ja die Einsamkeit der Popanz — früher war es der Tod, der ist jetzt obsolet.

M. Der war einmal — Popanz für die großen Kinder. Und gestern haben Sie es auch mit mir versucht.

B. Ja, ich weiche zurück. Das ist vielleicht alles an zweiter Stelle. Sie sind mir jetzt auf der Spur. Mit dieser Geschichte haben Sie mich gestellt, in einer feinen Ahnung, und wie zur Strafe. Ich spreche nur von mir. Sie glauben, ich habe so ein inflammiertes Gehirn, ein Gehirn, wie etwas saugfähiges, in dem Wasser emporsteigt. Und ich hätte die Dämme eingerissen, hinter denen Sie das Land bauen, die ewig zugeschlagenen Tore, hinter denen die geheimnisvolle Gefahr wohnt, die Segen bringt, so lange sie Geheimnis ist. Das sei bei mir alles zerschlagen.

M. Ich bin verlegen, da Sie es so stark sagen. Sie müssen nachsichtig sein, denn ich begreife das ganze nicht mehr, es ist mir schon wie entwischt. Sonst geschieht mir das nicht mit meinen Worten, sonst halte ich damit ganz sicher fest . . . .

B. . . . . Maria, Sie sind die Frau, vor der ich mich verantworten muß, jetzt kommt der gleiche Taumel — gleich wie Sie, vor mir, plötzlich über mich hinwegsprachen. Sehen Sie zu. Bin ich nicht ganz kalt? Und doch bin ich unter einer vorbrechenden Notwendigkeit — unvermutet etwas Schließliches!

M. Ich kann Ihnen nicht gewachsen sein....
B. Maria, ich komme ohne gewisse — Zuschärfungen nicht aus, die mir der Genuß gibt. Ich war ursprünglich wortgeleitet und -zufrieden wie wenige. Die Evidenzen taten bei mir die Pflicht, daß es eine wahre Freude war, und wenn ich an meine Beschaffenheit damals denke, so höre ich den unablässigen Laut einer großen Fliegenklatsche. Dann ward ich zweifelhaft, ich sah tausendfach Richtiges, nur »richtig« und »falsch« und nie war in der endlosen Folge etwas gewonnen. Eins wie das andere war klar oder nicht klar — sonst nichts. Haben Sie da nicht Goya liegen?
M. Fridolin hat ihn mir geschickt....
B. Und der böse Dieterich. Christoph von Schmid. Kennen Sie das? ein exzellenter Jugendschriftsteller. Rosa von Tannenburg? Vorzüglich. Genofeva? Eine der moralischsten Idyllen, die es je gab.
M. Balthasar, Sie haben Tränen!
B. Maria, und eines Tages glitt ich in das dunkle Land. Ach diese Nichtigkeiten trafen nie die Sache, sondern nur sich selbst, wie wenn man ein Sieb aus dem Wasser hebt und glaubt, das flüssige sei jetzt eingeteilt wie das Sieb. Nun war ich bei vielen Frauen und in der dunklen Umklammerung fühlte ich mich geleitet von lichtem Genuß zu lichterem und es schienen immer richtigere Genüsse zugleich, und voll wesentlichen Inhalts. Sie waren wie wachsende Erkenntnis im Wachsen meiner genießenden Kunst. — Sie nennen es Verderbtheit, was von da ausstrahlte. Es ist wahr, ich dachte nicht mehr an runde Wahrheiten, denn im Geschaukel des für und wider und fruchtloser Verdeutlichung kam über mich, wie ein Schreck am Anfang, jenes genießende Licht. Ich sah eine unzweideutige Verwandtschaft, wie zwischen gering und vornehm, in jenen logischen Zuspitzungen und dem was der durchdringende Genuß gibt. Aber dann war das logische Spiel Zeitvertreib oder Betrug, Daseinsbetrug. Nichtssagend. Aber der messerscharfe Genuß gab, was im Denken nur gaukelte. Ich war. Kämpfen wir nicht im Denken in einer eigentümlichen Weise um Dasein? Ach Ausdrücklichkeit, sie kann nur verstümmeln, was ich meine....
M. Sprechen Sie zu Ende.
B. Ja, bei diesen kalten Dingen beginnt Ihre Wärme. Ich meine — um Dasein, nicht wahr. Wir erfassen einiges, halten es vor uns mit Worten: Behauptungen, Systeme, möglichst weit gespannt, damit wir sie im einzelnen in diesem kurzen Leben nicht durchlaufen können und den Mißerfolg sehen. Man sagt, sie seien um der Wahrheit willen geschaffen.
M. Etwas anderes? Eitelkeit?
B. Jetzt kommen Ihre Mißverständnisse. Sie haben Recht — um der Wahrheit willen. Denn unser Leben kommt aus dem Richtigen, unser Leben, das wir suchen! Das Präzisierte, das ist unsere Welt und wir hören nicht auf in ihm uns die Welt zu geben. Aber unsere Hast dabei, unser Nichtsehenwollen? Wir wissen im Innersten: alles zerrinnt hier. Und damit — die Genüsse! Diese Genüsse!

Wir würden unglücklich, käme nicht eines Tages die Erkenntnis zu uns, daß alles aus dem Genuß der Liebe und seinen Regeln stammt. Daß unser Denken nur seine Abschwächung ist. Seine Schärfungen sind Übung am Untauglichen, Gleichgültigen — übertragene Fertigkeit. Unser Denken ist eine Heimatlosigkeit, leer und unbefriedigt, bis wir wieder Stufen gehen, zu jenen Genüssen der Vergessenheit und des Unzweifelhaften. Und dies zu lehren, betreiben wir als eine geheime Kunst. Sophisten. Epikuräer. Wer darum weiß, gibt dem Denken einen geheimen Zug, und manche sogar, die jene Erkenntnis in ihrem Leben haben, aber nicht darum wissen, sind von den Geschicktesten, denn auch ohne Tam tam macht die Liebe ihre Besorgungen. Und die Begriffe sind bei uns auch verständig und verständlich, sie wissen, wo sie eigentlich ihre Krippe haben und nehmen es nicht mehr, als seien sie Pfähle, in die Erde gerammt, sondern wie die farbigen Kreise, die im stillen Wasser sich miteinander binden, und sie sind nicht mehr mißgünstig, sondern sind mit Anmut gefügig zu allem. Denn sie wissen, daß es ein Rom gibt. O geheimes Zulächeln, kapriolenhafte Zufriedenheit, allerliebste Frechheit, derbfäustiger und fauchender Wille, daß von dem Gefühl ihres Ursprunges die Köpfe behender würden, daß sie in Gesundheit jenen Übergang machen zur Liebe, nicht durch apuleijschen Diebstahl. Es ist immer die Türe offen, wo alles Schwere, Verwindete und Objektive und was den Abschluß der Erkenntnis sich stiehlt oder borgt und also der Evidentia nicht ziemlich ist, sich heiligt und endgültig wird und vergnügt. Oh allerliebste Evidentia mit schwarzem Überwurf und rosigen Fußknöcheln! Du tanzest, denn wenn nichts mehr sich festlegen läßt, so schwer und hoffnungslos ist die Besinnung in deinem Dienste, so hast du unversehens durch deine Heimat und Herkunft lächelnd Recht, wirklich Recht, denn niemand kann dir nachweisen wie. Flatternde, Vielfältige! Braune, mit viereckigem zarten Gelenk, rosige dennoch, duftende mit länglichem herzförmigem Gesicht, herzige, weiche und unerbittliche, gar Untröstliche, Neckende, mit goldenen Armbändern und dem hohen Schuh, sieben und die Handschuhe sechseinhalb.....

M. Das bin ja ich.

B. Nicht wahr? wie durch den Nebel!

M. Ich halte es mit dem schwarzen Überwurf. Ihre Evidentia hat allzu viele Seiten.

B. Je nach dem man steht. Sie ist eins.

M. Eins! Sie haben von Ihrer Evidentia wenig gelernt. Die Stimmung des Zugreifens, die am Ende von allen Ihren Worten steht, ist nicht Recht haben. Die »Liebe!« Abstraktion wuchernde! Die Männer lieben und die Frauen. Ich lasse Sie nicht wie gestern gehen, in einer halben Kränkung ich, und Sie mit lächelnder Bedenklichkeit. Dazu habe ich zu viel in diesen Tagen erfahren. Wir könnten uns ja Beide noch ins Schickliche retten. Aber es würde nichts mehr ändern können. Wir müssen uns herausfinden unter allen Umständen. Ich habe kein ruhiges Gefühl zu Ihren schnellen Worten und muß jetzt glauben, Sie wären unzufrieden, wenn ich es hätte. Oh, Ihre schreckliche Kunst, nicht nur den anderen zu entgleiten

sondern auch sich. Könnte ich Ihren Spott versteinern! Ach, und doch fühle ich Ihr Wesen mir deutlich geprägt und kann mit Ihnen still sein, auch wenn Sie Ihre Ränke spielen lassen — Ihre Wahrheit. Aber ich will Sie nicht zu mir ziehen. Ich bin nichts vor Ihrer notwendigen Doppeldeutigkeit. Es ist sicher Ihr Wesen, wovon Sie sprechen, sonst vielleicht gar nichts. Jedes ist Aufrichtigkeit und doch in einer geheimen Beziehung Geste, Unverbindliches ... Wie gibt das Einigung, Klarheit — Ausweg?
B. Meine eigenen Waffen ....
M. Ich strecke sie ja. Ist meine Stimme nicht ganz blechern und ohne Halt? Ich bin wie atemlos. Ich wage nicht tief zu atmen. Ich möchte Ihnen etwas sagen. Etwas was vor mir steht und was ich Ihnen entgegenhalten müßte ... Ich komme nicht zu mir, geschweige denn ....
B. Maria geben Sie mir Ihre Hand.
M. Nicht einmal das. Sie vertauschen doch sogleich die Situation, es beharrt nichts, es schleicht davon zum — Notwendigen.
B. Sie sind bitter.
M. O ich begreife ja jetzt so gut, was es heißt: »Die Männer — nicht wahr so sagt man — denken.«
B. Das wollte ich nicht...
M. Ich wollte etwas sagen von Frauen. Etwas im Ganzen. Von Männern natürlich, wie anders kann man sonst vernünftig von Frauen sprechen. Aber doch die Frau müßte darin unüberwindlich sein — das Unüberwundene. Lieber Balthasar, ja wirklich, Sie erzählen doch die offenen Geschichten, da verliere ich, wir haben ja gesehen: Ihre Siegermiene nach Apulejus! Und wie gut Sie es besser wußten — nach Apulejus. Wenn das der Ursprung ist — ach, wie ist da zu widerlegen, dann sitze ich nur ganz allein bei dem Mahle und Sie sind aus dem niederen Volke und lehren mich Moral, Moral der verbrannten Vorgeschichte und daß nur eines bleibe.
B. Ihre Geschichte wird Ihnen schon recht geben — wenn es sich um Recht handelt.
M. Sicher nicht, sondern nur um Unterschiede, das Rechthaben der Frauen. Ganz offen: ich flüchte mich damit. So hören Sie mich.
B. Ja.
M. In einer kleinen Stadt im Süden, in Kalabrien glaube ich, hatten die Freudenhäuser eine seltsame Sitte, deren Herkunft unbekannt war, aber sie gilt noch jetzt als heilig. Denn wenn die Männer aus den unteren Gemächern mit der Dirne, die sie gewählt haben, zu den Betten gehen, die im oberen Stock sind, müssen sie beim ersten Treppenabsatz an einer tiefen, lichtlosen Nische vorbei. Im Rahmen dieser Nische sitzt eine Frau, abgewandt, das Gesicht in dem kühlen Dunkel. Niemand redet sie an und man geht an ihr vorbei ohne zu sprechen und leise. Wenn aber ein Fremder kommt, sieht die Erscheinung und fragt nach ihr, der Tor, so antwortet der Älteste, der da ist, den Finger auf dem Mund und nachdrücklich und scheu: »Das ist sie« — das letzte Wort betont: »Das ist sie.«

B. Sie sehen mich an.
M. Was denken Sie davon? — Keine Frau verwindet diese Geschichte. Wer denkt daran, daß auch die Frau an dem ersten Treppenabsatz vorbei muß, die zu den oberen Gemächern mit dem Manne geht? Mit dem Manne, vorbei an der Frau. Ich kann sie nicht vergessen, Balthasar, ich weiß nicht wie ... diese Frau.
B. Der Stolz der Sittsamen?
M. Wäre es so bei mir, wie könnte ich solche Gespräche dulden. Es ist mehr, es ist besseres. Sie sagten das eben sehr hart. Das freut mich, ich sehe, ich habe Sie gepackt.
B. Ich widerspreche nicht. Nach dieser Geschichte weiß ich, wie schön es sein kann, Ihnen nicht zu widersprechen.
M. Das ist viel. Und gerade heute schwanke ich, wie viel ich noch habe — zu behaupten.
B. Maria, aber ich muß Ihnen sagen: ich liebe Sie, Maria, aber ich weiß nicht, was es ist, dies Bessere und ich fürchte, ich kann es nicht wissen, nach dem, was wir uns heute sagten, von einem Dritten gezogen, das wir zusammen sind und das uns beherrscht und das zu erkennen wir uns wechselnd treiben. Unlösliches. Das Sagbare ist gesagt. Ich weiß mir jetzt auch ein Besseres. Ich müßte Sie küssen um gewiß zu sein, daß ich in diesem Gespräch war. Sie sehen, meine Lehre ist auch ernsthaft.
M. O nein. Gute Nacht, heiliger Evidentius.
B. Gute Nacht, durchtriebene Freundin, wirklich gute Nacht.

DRITTES GESPRÄCH.

M. Sie waren seit Tagen nicht da.
B. Donnerstag zuletzt. Es gab bis zum Ende der Woche viel zu tun.
M. Wie ist es draußen?
B. Kalt und neblig, vor der Zeit dunkel. Das Wetter ist umgeschlagen.
M. Es soll Licht gemacht werden.
B. Jetzt ist es ja noch ziemlich hell. — Haben Sie die Gojamappe jetzt ganz durchgesehen?
M. Ja. Und ich bin noch nicht heraus aus dem Erschrecken über ihn. Ein Leben für etwas, was man das Unnötige nennen soll: der nutzlosen Erschütterung, über die man verstummt.
B. Ich dachte wohl, Sie seien milder geworden gegen stürmische Dinge nach der letzten — Bewegung.
M. Sie lassen nicht ab und eben, wie ich von Goja sprach, erschrak ich vor mir selbst. — Wie ich wieder hierüber sprach zu den hoffnungslosen Verstrickungen, in die Sie mich gesponnen haben! — in bloßen Worten, in allgemeinen Sätzen, so schien es. Sie selber wissen, daß sie vergiftet waren. Etwas — wie Untergang. Ein Abschluß, ein irgendwie — ein Abschluß.

B. Sie kennen die Gefahren so gut, so lassen sie sich auch meiden. Es steht Ihnen doch alles frei, wenn Sie um alles so gut wissen.
M. Nein, solche Gespräche sind das durchsichtige Schicksal; wir führen sie wie zufällig, und am Ende erst sehen wir unerbittliche Notwendigkeit, daß sie so sich schlossen. Wir glauben die Worte zu fügen, halb wie Launen, aber unser Wesen geht in ihnen seinen Weg mit einem unbekümmerten Schritt. Als wandelten wir im Hellen, aber in der Tiefe folgte ein murmelnder Zug. Wir hören die Laute dumpfen Geschehens herauf, in unklarer Wirrnis gestoßene Stimmen. Und während wir noch sprechen, wie jetzt, Wort an Wort sprechen, in eindeutiger Kette, voll Gefühls unserer Sonderung und Absicht, hören wir: die vielen Stimmen dort unten sagen nichts anderes wie wir. Aber ihre Vielheit und ihre Entfernung offenbaren erst unsere Knechtschaft. Nun haben sie einen Klang in sich, der uns fremd ist und unsere Worte werden wie abergläubisch. Nun halten sie an, da unten, und wir, ganz mit ihnen verbunden, verstummen auch. Eine große Besessenheit bleibt zurück über den Worten allen, aus all den Stimmen und wir hier oben waren nur eine davon — etwas Unentrinnbares hat all das geleitet. So ist es mir mit unsern Gesprächen. Diese Nacht erschienen sie mir so. Nur Begleitung zu etwas Zwingendem, was uns bevorsteht, nur Begleitung diese Gespräche! Die wir mit so viel Absicht vorbringen, die wohl überlegten wechselnden Reden....!
B. Maria, sie sprechen ganz verloren, aber sie haben wohl Recht — für sich. Und Sie mußten sehen, ich war nicht weniger gepackt als Sie von der logischen Gewalt des Augenblicks, aber ich kenne diese zwingenden Gespräche nicht lange, sie sind nichts wie die wohl ausgefüllte, die verstandene Minute. Sie können ja nicht mehr sein. Nichts als eine Köstlichkeit des Zufalls und ich bitte Sie Maria, glauben Sie nicht, sie seien mehr gewesen, sondern — ich liebe Sie so sehr.....
M. Ich denke mir, wo ist jetzt Ihre Fröhlichkeit? wo ist der Lächelnde? Sieger schon vor der Schlacht?
Sie überredeten ein wenig, der Sache eigentlich sicher. Nur ein wenig zubereiten mußte man, und Sie waren recht väterlich gegen mich, die ich doch gegen den Vorgeschmack schon Schaudern fühlte, recht väterlich — um desto besser später Liebhaber zu sein.
Sie kannten mich gut, kluger Balthasar, Sie wußten, wo Sie anfangen mußten zu verderben — nicht bei meinen Bedürfnissen, sondern in meinen Gedanken.
Und ich ward schwer von Ihren Worten, furchtsamer Freund. Ich sah, wie sie mich selbst aus sich heraustrieben, ich klammerte mich an Diskussion, das allerspitzeste kontra, das best überlegteste pro, um den Kopf mir klar zu halten. Ich zerging doch. Sahen Sie nicht meine Qual in jener überaus kulturhistorischen Fabel des Apulejus?
Und ich ward schwer von Ihren Worten, erschrockener Schwärmer, aber Sie sagten, ganz mit sich beschäftigt, heimatlich endlich, angeregt aufs allerbeste von meinem weinenden Sinken durch diese lächelnde Öde bestochener Worte — ich sah in dem, was Sie sagten nur: Das ist dein Weg, wie schön, daß gerade daher auch mein

Lieblingsspaziergang geht, erhole ich mich ein wenig von der Liebe, zu der du jetzt wanderst.
Grad daher. Denn hätte nicht zufällig die Einsamkeit die Führerin sein können und nicht der Geist?
B. Maria, — man kann nicht etwas gemeinsam bereuen. Das Fürchterlichste ist die Reue des Mitschuldigen zu fühlen. Wenn ich Sie höre, glaube ich an Schuld. Es ist mir dann, als ob Ihre Stimme Sie verzehre. Aber hören Sie eins: Mein Leben mag Verrat gewesen sein — daß das pathetisch klingt, ist unentschuldbar — an allem Verrat, was nicht Trieb ist und nicht Zufall, — so glauben Sie. Ein tiefster Verrat. Ich habe allem, was nicht brünstiger Genuß ist, sondern geformte Haltung des Lenkens, des Willens und des Gefühls das Werkzeug entwendet. Und mit diesem Werkzeug bauten auch Sie Ihr Leben. Sie dachten ganz gläubig gegen das Denken, das war Ihr Starksein. Sie dachten, der Begriff ist Reinheit, der einzige Bruder der Seele. Ich betete zu Astarte und zu ihrem letzten Diener machte ich Ihren guten Gott — den Begriff. Es sprang nun wahrlich flink für Astarte — Evidentia. Er war von allen die ihr servierten, der servilste, — Ihr Gott.
M. Ah, Sie sind seiner sicher genug, und Ihrer selbst.
B. Umso besser gelang mir jene Opfergabe.
M. Schon wieder ganz sicher — und gesichert!
B. Er nahm es mir nicht übel, der Sprungfertige. Denn wahrlich jene Kunst, die Sie preisen, die gefährlichen Dinge zu verstellen, so gleichmäßig vorbeizugehen an ihnen, ihnen, die sich dem Gedanken doch so tief einschmiegen, daß es scheint, durch diese Umarmung schwebe Gesang über dem Worte — o ich habe doch tiefe Wohltaten aus dieser Vermischung, die mich überaus weit führen, fort, und nicht der Liebe angehören und nicht dem Gedanken: Musik und Bilder, Schönheit und daß wir angefaßt werden von dem Unbegreiflichen, als erkläre es uns die Welt.
M. Der Angeklagte, er verliert sich in dem Genuß seiner Verbrechen. O ich sehe, Sie fanden sich schon ganz wieder. Sie fanden sich vor mir wieder, wie Sie sich vor mir verloren haben. Sie sind es, der nichts bedarf . . . .
B. Maria!
M. Still, glauben Sie mir, noch nie war ich so zum Scherzen aufgelegt wie jetzt — die ganzen Tage schon, die ich auf und ab in diesen Räumen ging. — Aber ich möchte gerne wissen, wie Sie Ihre Meinung zu Ende bringen wollten, Sie glitten ganz ab — zur Hauptsache. Ich lasse mir auch jetzt noch zu Ende erzählen . . . Sie sprachen doch davon, es seien nur gemachte Schranken, die uns keusch hielten, wertloses, wenn ich auf den Ton höre, die Ihre Stimme auch jetzt noch in den Gesprächen hat. Die ablehnende und ungefällige Würde, die jedes Gedachte zeigt, alles durchsichtige und gemessene, war nur erschlichen, gestohlener Schmuck der wahrhaft niederen Seelen. Aber da Sie das Beweisen für sich haben, läßt sich der Kult des Geistigen, wie anrüchig er auch ist, behaupten. So sagten Sie doch.
B. Nun — verzeihen Sie mir, ich glaube, mehr ist hier nicht zu sagen.

M. Nun wollten Sie sagen — für mich — das Denken warne vor den gestalt-losen, vielgründigen Mächten, vor dem Bund der Liebe, des Todes und des Schick-sals; es ist ja die Kunst erhobenen Zeigefingers. Es warne. Denn, wenn es in die Nähe des Genusses und seiner Erfahrungen komme, dann müsse es zittern, wie ein Übeltäter, der unter seine Gerichtsbarkeit geraten soll.
Denn es ist nicht, — nicht wahr, das ist es nicht, — nicht König, mein lieber Baltasar. Es weiß, es wird von dem Genuß entlarvt in seinem Mangel und unter die Diener gesteckt.
B. Ich kann Sie nichts mehr lehren.
M. Ja, ein Lehrer haben Sie sich immerfort gefühlt, aber Sie sind doch nicht recht zufrieden mit Ihrer klugen Schülerin.
B. Das ist schon grausam, wirklich.
M. O. Balthasar, lassen Sie mir ein wenig den Schmerz um all das, was ich ver-lasse; er ist noch ungeberdig, und ich bin noch ungeschickt, im geheimen ihn mit mir gehen zu lassen, den Schmerz. Ich kann ihn nicht missen. Er ist doch aus der Heimat — der Fremde Ihrer Evidentia, er soll im neuen Leben Salben geben — für dessen Schmerzen. Wie sich alles verschlingt. Es ist doch wohl etwas Schlim-mes geschehen und im ganzen genommen mußte es nicht so kommen; aber freilich, da ich Sie traf, den Verwandten der Mittel, aber alles verrückenden Mischenden, war es wohl notwendig. Wir glitten und sprachen, als ob wir noch glitten. Aber nun schleichen die Worte wirklich sich von mir, die mich sonst auffingen und mir sagten, daß sie mich hielten und führten. Die Entlarvten, sie haben noch einmal nach der alten Weise sich mit mir vergnügt, und doch taten sie zum erstenmal ihre Pflicht, denn sie vernahmen die drohende Stimme der glühenden Meisterin deutlich — durch Sie. Als ich mit Ihnen sprach, verlor ich mit jedem Worte doch, mit dem ich, so schien es, gewann, ganz überzeugt, da sei noch zu beweisen. Ich verlor, denn ich sprach mit Ihnen und Ihrer geheimen Wissenschaft.
B. Sie sehen zu viel —
M. Erinnern Sie sich der seltsamen Geschichte von der abgewandten Frau? Sie schien mir noch voller Sinn, voll Deutlichkeit und doch — wie Nebel. Es war das letztemal, daß ich mein Leben gleichsam mit Gestalten führte. Aber es zog schon alles eilig an mir vorüber, wie Erscheinung, die man nicht halten kann. Denn es war schon sehr fern, verwischt und darum vielleicht gerade eine runde Überzeugung. Spürten Sie nichts davon? Wie aufgelöst war es im Grunde! Ich hatte wohl schon zugegriffen.....
B. Maria, das Zuspitzen zerstört Sie, dies unersättliche Deuten!
M. Mich drückt, — Ihr Genuß. Es ist etwas Schreckliches, das entgeistert mich. Sie wissen nicht, wie es ist, daß man mit dem Unantastbaren gelebt hat. Wenn man es verliert, bleibt nur die Irrheit oder die Frechheit. Wenn man es nie be-saß, kennt man freilich nur Spiel. Ach, was hatten Sie in diesen Gesprächen zu gewinnen, Balthasar? in die Sie mich so eifrig brachten!
B. Es könnte so sein. Vielleicht nur Erfahrung, die den andern eines Tages zu-

lächeln wird. Obgleich . . . o Liebe, Sie verlieren sich und alle Wirklichkeit. Wir wollen miteinander reden.
M. Diese Wirklichkeit! Sie ist doch nur landläufige Entschuldigung, daß man keine Existenz hat. Ich brauche sie noch nicht. Freilich, nun ist alles ineinander= getaucht, in Grau zusammengeschwommen. O, nun müßten die Farben mir aus einem andern Himmel kommen, aber er tut sich nicht auf.
B. Stimmungen, Maria, Vorbereitungen.
M. Vergiftungen vielleicht. Ich weiß nicht. Balthasar, ich bin wie in einer schweren Krankheit müde. Balthasar, bei einem Arzt steht . . .
B. Nicht mehr Geschichten, Liebe.
M. Sie sind nicht, wie sie früher waren, da bildeten sie ab, jetzt sind sie brutal von dicker Wirklichkeit. Da steht: »Die allzu tiefen Träume gehen immer ins Blut und den Schläfer packen sie bei dem Geschlecht.« Wie aufrichtig habe ich geträumt, darum überwanden Sie mich. Die bodentiefe Hingabe an das Versagen und seine riesenhafte Welt zog mich den roten Weg. Wäre ich schmiegender gewesen. Hätte ein wenig hier genommen, ein wenig da — es wäre wohl ein warmes Nest ge= wesen und Sie hätten an mir keine Freude gehabt.
B. Ich bin nicht mehr im Spiel. Ich bleibe nur in den Schattenrissen mit Ihnen, den hoffnungslosen Umrissen, ich kann nichts lernen, sehe ich. Aber waren auch nur Ihre Geschichten früher wirklich anders?
M. Sie waren keine Geschichten, solange ich mir das geheime Verstehen ver= schwieg, das jede in sich trug. Sie waren schon eigentlich — so lange. — Wie war es doch damals? Was wissen die Frauen von ihrer Jungfernzeit! Wie war es als die Tore noch still geschlossen waren, luftfarbene, daß sie sie nicht sahen und stießen doch nicht daran? Wie war es als sie hindurchgingen? Es geschah mir in diesen Tagen zum Unheil. Alles ist unverändert, aber es gibt nicht Schwere mehr. Es bleibt alles nur so zusammen. Sie verstehen mich nicht. Hätten Sie mich ergriffen, die ahnungslose, während Sie noch von andern Frauen sprachen, mich mit Endgültigkeit ergriffen. Ich würde wenigstens an den Zufall glauben. Aber ich war die Starke in diesem Gespräch, das Stärkere. Nun sehe ich nichts, wie Schicksal, durchsichtiges in unseren Worten und unbegründete Unerbittlichkeit dennoch. Oh, hätten Sie mich ergriffen, dafür hätte ich Ihnen dankbar sein müssen, so besäß ich wohl das Haltende — das neue Haltende. Jetzt ist es zu spät. Oh, die Gespenster von Erinnerungen, die nichts mehr sind. Diese grundlose Gegenwart ohne An= fang, Fratzen, die mich nicht entschlüpfen lassen. Schwebe — ich schwebe zwischen den Gärten. Ich begreife nichts mehr, die Nackte ich, die Geplünderte, die Verlockte, nur Unterschiede. Ein kaltes Wort. Oh, eine Kälte der weißen Glut. Ich sehe Sie nicht mehr Balthasar! Es ist kein Licht —

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT CHRISTIAN VON MANNLICH UND EIN BRIEF DER FRAU VON STEIN

Der Maler und Galeriedirektor Christian v. Mannlich war zu Anfang des Jahrhunderts mit der Aufgabe betraut worden, die Kunstschätze bayrischen Besitzes zu ordnen, zu verteilen und aufzustellen. Die großen Bestände der Galerien von München, Düsseldorf, Mannheim und Zweibrücken waren noch reichlich vermehrt worden durch die Säkularisierung der süddeutschen Klöster und den Zuwachs aus Wittelsbachischen Schlössern. Mannlich wandte sich an Goethe um Rat, wie solches Werk am besten getan werden könne. Goethes Antwort ist nach dem vorhandenen Konzept vom 6. August 1807 in der Weimarer Ausgabe der Briefe unter No. 4948 veröffentlicht worden. Goethes am Schluß dieses Briefes geäußerte Bitte um Medaillen, die Friedrich Müller einkaufte, führte zu dem weiteren Briefwechsel, der bisher verschollen war, von dessen Existenz wir nur aus Tagebucheintragungen wissen: Am 19. November 1804: »v. Mannlich, München, Raphaels und Medaillen.« — Am 27. Juni 1806: »Brief an Herrn v. Mannlich nach München wegen der neuangekommenen Medaillen.« — Am 15. August 1806: »An v. Mannlich, Dank für die letzte Medaillenzusendung und Bestellung einer neuen.« — Am 23. Januar 1807 an Cotta: »Wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben, die Summe von 110 Gulden 4 Kr. Rheinisch an Herrn Gallerie-Direktor v. Mannlich in München für meine Rechnung zahlen zu lassen und eine solche zur Last zu schreiben.« — Am 1. November 1807 an Cotta: ». . . 147 Gulden Reichsgeld an Herrn v. Mannlich zu zahlen.« Die »Bemühungen der Münchner in Absicht auf den Steindruck« erhalten den Briefwechsel noch bis in das Jahr 1814 aufrecht, aus dem ein Briefkonzept vom 28. April in der Weimarer Ausgabe der Briefe unter No. 6807 gedruckt ist. Ein früherer Brief an J. H. Meyer vom 15. Dezember 1812 erwähnt die »von Herrn v. Mannlich übersendeten Steindrücke.«

Von dem Briefwechsel Goethes mit Mannlich sind bislang nur die beiden Briefkonzepte Goethes vom 6. August 1804 und vom 28. April 1814 bekannt gewesen. Einen dritten Brief Goethes an Mannlich fand H. Heinz Braune in einem Aktenbündel der Münchner Pinakotek und veröffentlichte ihn im 2. Hefte des V. Jahrgangs der Süddeutschen Monatshefte, S. 177. Im handschriftlichen Nachlasse Mannlichs haben sich nun neun weitere Briefe Goethes an Mannlich gefunden wie auch die Konzepte der Briefe Mannlichs an Goethe. Der erste dieser neun Briefe entspricht dem unter 4948 gedruckten Konzept. Der von Goethe im Tagebuche angeführte Brief vom 27. Juni 1806 befindet sich nicht unter den aufgefundenen Briefen. Bis auf diesen einen Brief dürfte der Briefwechsel nunmehr vollständig vorliegen, den wir hier zum Abdruck bringen. Den im Konzept bekannten Brief vom 6. August 1804 drucken wir nach dem vorliegenden Originale ab; den Brief vom 26. April 1805 nach einer Veröffentlichung in den S. M., und den Brief vom 28. April 1814 nach dem veröffentlichten Konzepte wiederholen wir der Vollständigkeit halber. Die Reihenfolge der Stücke ist diese: 1. Mannlich an Goethe, Sommer 1804. — 2. Goethe an Mannlich, 6. August 1804. — 3. M. an Goethe, 13. August 1804.

– 4. M. an Goethe ⟨undatiert, wohl aber Oktober 1804⟩. – 5. Goethe an M., 10. Oktober 1804. – 6. Goethe an M., 10. Oktober 1804. – 7. M. an Goethe, 28. Oktober 1804. – 8. M. an Goethe, 7. April 1805. – 9. M. an Goethe ⟨undatiert, Frühjahr 1805⟩. – 10. Goethe an M., 6. April 1805 ⟨erster Druck in den S. M.⟩. – 11. M. an Goethe ⟨undatiert, Frühjahr 1805⟩. – 12. Goethe an M., 5. August 1805. – 13. M. an Goethe, 18. August 1805. – 14. Goethe an M., 23. Januar 1806. – 15. M. an Goethe, 15. Februar 1806. – 16. Goethe an M., 15. August 1806. – 17. M. an Goethe, 5. September 1806. – 18. M. an Goethe, 12. Dezember 1806. – 19. M. an Goethe, Dezember 1806. – 20. Goethe an M., 22. Jänner 1807. – 21. M. an Goethe, Februar 1807. – 22. Goethe an M., 8. Mai 1807. – 23. M. an Goethe 23. Mai 1807. – 24. M. an Friedrich ⟨Maler-⟩ Müller, 21. Mai 1807. – 25. Friedrich Müller an M., 1. Juli 1807. – 26. Goethe an M., 27. August 1807. – 27. M. an Goethe, 6. Oktober 1807. – 28. Goethe an M., 28. April 1814 ⟨nach dem Konzept in der W. A. der Briefe⟩. – 29. Eine Aufstellung Mannlichs über seine Ausgaben und sonstigen geschäftlichen Transaktionen, die Medaillensendungen betreffend ⟨undatiert, wohl August 1806⟩.

⟨1⟩ A Son Excellc Mr le Baron de Göthé Conseilier jntime de SAS Mongr le Duc Regnant de Saxe . Weimar.

a

Weimar.

Je prens la liberté de m'adresser a Vous dans une circonstance tres desagreable pour moi, Votre Suffrage peut m'en tirer; mais que je voudrois plutot le meriter qu'obtenir. je m'adresse donc a Vous Monsieur plein de confiance et, pour me tirer par votre appropation d'entres des mains acharnés à ma perte, ou assez ignorants et entetés pour ne pas Sentir et apprecier ma bonne volonté dans le plan que j'ai adopté dans l'arrangement de la Galerie electorale. Je joins ici la preface du catalogue qui va etre imprimé, avec tres humble prière de l'examiner, de le juger, et de me faire part de Vos idées. Si mon idée est nouvelle, elle ne m'a pas eté suggerée par l'amour de la nouveauté. j'ai toujours eprouvé dans les galeries arrangés par ecoles une Sorte d'ennuy; et de peine, ⟨j'y ai toujours fait la triste decouvert, que dès le commencemens des ecoles la marche du genie de la peinture etoit retrograde⟩ j'y ai toujours vu que les chefs, tel que Raphael, Michelange, Titien, Corregio, Albert Durer jouent le premier role, que leurs eleves etoient resté audessous d'eux et que le commencement d'une ecole etoit aussi le commencement de la marche retrograde. Qu'en imitant les uns les autres, les artistes s'ecarterent insensiblement de le Nature; et que le commencement de la monotonne maniere, il falloit le chercher dans la degeneration des ces differents ecoles même. Ayant reconnu, et prouvé par l'organe de la vue même, cette importante verité, par l'arrangement des tableaux, du commencement des arts, de leur progrès, de leur haute periode par les chefs des ecoles, et de la marche retrograde du genie aussitot que ces ecoles ont commencé, par leurs eleves, Je n'ai pas cru devoir suivre l'ussage

reçu d'arranger la Galerie electorale par ecoles, tant pour ecarter toute idée de la maniere meme que pour y substituer celle de la plus grande perfection possible dont la Galerie de Munic est susceptible. Les ouvrages, meme de Raphael, du Correge, du Titien et d'autres chefs d'ecoles, ne sont pas toujours de la même perfection, ils ne peuvent dont pas etre rangés avec avantage les uns a coté des autres, et que deviennent la plupart de leurs eleves et les eleves des eleves a coté d'eux? on voit par ci par la briller un tableau et les autres sont eclipsés. Ces reflections et l'experience m'ont mené a l'idée, de montrer la perfection apres avoir montré la marche des arts, tant pour la faire connoitre a l'amateur que pour y faire aspirer le jeune artiste: pour cet effet j'ai reunie dans les memes Sales tout ce que la Galerie electorale posede de plus parfoit de toutes les nations et dans tous le genres, sans avoir egards aux limites tracés par les Alpes les Pyrenées ou le Rhin. le Genie n'estil pas de tous les pays, de tous les terres? ne se montretil pas dans le grand comme dans le petit? et ne Service pas en manquer que de vouloir astreindre ses plus belles productions a des petits idées minutieuses et Scholastiques, qui influent sur la totalité de l'effet et sur l'ensemble d'une grande collection beaucoup plus que l'on ne pense. La Galerie de Munic est arrengé sur ce Plan. Elle a beaucoup des partisans eclairés – l'Electeur et le Ministre l'ont honoré de leur suffrage. Mais les detracteurs archarnés crient contre la faveur et sont d'autant plus outrés contre ce qu'ils apellent une innovation ridicul et pernicieuse. Et des detracteurs d'autant plus outrés qu'ils sont ecrivailleurs et qu'ils veulent absolument commencer une querelle Litteraire, et infecter les Gazettes de leurs partialité pour l'arrengement par ecole qu'ils protegent et dont ils veullent saisir la defense pour faire parler d'eux. Vous Monsieur, Vous pourriez me Sauver le desagrement de me defendre contre ces acharnés et desagreables adversaires, ce que je ne ferai qu'a la dernière extremité, Vous pouvez et leurs fermer la bouche a jamais, si mon plan a le bonheur d'etre approuvé par Vous. La Supperiorité de votre merite, votre justice, et vos profondes connoissances dans les arts, me font esperer que Vous accuillerez avec bonté ma priere, et me font attendre avec confiance la decision de cette affaire. Je n'ai pas osé Vous ecrire en allemens, quoiqu'allemans je n'ai osé me servir de cet idiome en m'adressans au plus grand et plus celebre ecrivain de notre langue. Daignez d'excuser mon importunité et de recevoir avec bonté les assurances de la plus haute consideration avec la quelle j'ai l'honneur d'etre
Mr. Vot . . . C. v. M.

Hochwohlgebohrner Insonders hochgeehrtester Herr. ⟨2⟩
Die von Ew. Hochwohlgeb. an mich gebrachte Streitfrage läßt sich, nach meiner und meiner hiesigen Freunde Überzeugung, nicht sowohl entscheiden als vergleichen. Da nämlich einerley Sache auf verschiedene Weise gethan, Ein Zweck auf verschiedene Weise erreicht werden kann; so möchten wohl, nach Beschaffenheit der

Umstände, beyderley Arten eine Sammlung von Gemählden aufzustellen gar wohl zulässig und diejenige welche Ew. Hochwohlgeb. erwählt, in gewissen Fällen, der andern vorzuziehen seyn.
Der Künstler mahlt eigentlich sein Bild nicht daß es in einer Gallerie aufgestellt werden soll, er mahlt es für einen Altar, für die Wand eines Saales, oder Zimmers und denkt es, oft als ein isolirtes, immer aber als ein abgeschlossenes Ganze. Daher wäre nichts wünschenswerther als fürtreffliche Sachen allein, in ruhigen Zimmern aufgehangen zu sehen. Weil aber hiezu, bey großen Besitzungen, ein ungeheurer Platz nöthig wäre; so ist es der Sache ganz gemäß, daß man das Vortreffliche zusammenbringe, indem die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das was durchaus recht ist, hervorgebracht wird.
Dem Liebhaber wird durch eine solche Einrichtung ein großer Genuß bereitet und dem Kenner Gelegenheit zu den interessantesten Vergleichungen gegeben. Findet man noch außerdem, durch eine Reihe von Bildern, die mehr ein Streben bezeichnen als ein Gelingen darstellen, zur andern Art von Vergleichung, welche man die historische nennen kann gleichfalls Gelegenheit; so bleibt, wie uns dünkt, nichts zu wünschen übrig und das Publikum hat eine solche Einrichtung wohl dankbar zu erkennen. Dieses ist im allgemeinen unsere Überzeugung, welche weiter ausgeführt, in der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung öffentlich erscheinen könnte, wenn Ew. Hochwohlgeb. nach geendigtem Druck, mir die Katalogen übersenden wollten. Wobey uns besonders angenehm seyn soll zu Ew. Hochwohlgeb. Beruhigung, nach unserem besten Wissen und Gewissen das mögliche beyzutragen. Der ich mich mit vorzüglicher Hochachtung zu unterzeichnen die Ehre habe

Weimar — Ew. Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
d. 6. Aug. 1804 — J W GOETHE

Nachschrift
Erlauben mir Dieselben zugleich eine kleine, auf Kunst sich beziehende Bitte. Ich bin bey Gelegenheit der Übersetzung und Bearbeitung des Cellini, auf die kleinern plastischen Werke der neuern Kunst aufmerksam geworden und habe, um zu einem Anschauen der Verdienste manches Künstlers zu gelangen, eine Sammlung von bronzenen, gegossenen und geschlagenen Medaillen angelegt, welche sich von der Hälfte des 15. Jahrhunderts bis auf die neuern Zeiten erstreckt. Da ich nun besonders bemerken können, daß in den Pfälzischen Häusern sehr merkwürdige und kunstreiche Medaillen gegossen und geprägt worden, so nehme die Freyheit bey Ew. Hochwohlgeb. anzufragen: ob mir Dieselben vielleicht einiges davon verschaffen könnten, so wie vielleicht in München, wegen der Nähe von Italien, manches alte Stück auf Päpste, Cardinäle Fürsten und verdiente Leute besonders des 15. und 16. Jahrhunderts gegossen und geprägt, befindlich seyn könnte, welche der Besitzer einzelner Stücke dem Liebhaber um ein Billiges überließe, besonders weil dieses eine Art von Kunstwerken ist die man von dem historischen Standpunkte aus zu be-

trachten hat, da kaum etwas darunter vorkommt das man unbedingt fürtrefflich nennen könnte. Daß ich nur bronzene oder kupferne Exemplare wünsche, erhellt aus dem obigen.

GOETHE

Ce 13 Aoust. Lundi. je suis arrivée a Schleißheim pour arranger la Galerie. ⟨3⟩
Nachahmer Manirist. Piazzetta Tiepolo Vater und Sohn, Springer. van Achen. Rothmayer. Brandel, Stella Coypel. Watteau. Boucher. Le Prince etc. Hier siehet man die Ausartung aller Schulen der Manieristen, stehet da, wie ein in der Gesellschaft auf einer Lüge erdapter lügner. Zu meinem Vergnügen macht diese Zusammenstellung einen bessern Eindruck auf unsere Zöglinge als auf ihre Lehrer, welche ich zwar aber doch kühn genug war so manchen Götzen dem man Weirauch streuete, aus seiner Nische grob auf die Erde zu setzen. Daher komt größten Theils die Wuth mit welcher einige unserer Künstler und ihre Gönner unsere Liebhaber meine Aufstellung anfallen und alles angewandt haben um durch die Eintheilung nach Schulen, diesen ersten Saal zu vernichten. Die Kunst ist hier zu Lande, so wohl bey denen Künstlern selbst als unsern sogenannten Kammern bis auf das bloße Handwerk herabgesunken. Mein Streben ging folglich vor allen Dingen dahin den allgemeinen Kunstsinn zu veredeln und ihm eine bessere Richtung zu geben. Ich habe dieses vergebens bey denen vollendreten Künstlern versucht; nun habe ein Zeichenbuch für Anfänger herausgegeben, welches fortgesetzt werden soll, um wenigstens bey der jugend etwas zu thun. Der Jüngling der es sieht zeichnet erst seit zwey jahren nach der Natur nach Raphael, dieses Zeichenbuch ist sein erster Versuch in der Kupferstecherkunst. Jch habe die Ehre ein Exempl. von den zwey ersten Heften mit der gehorsamsten Bitte hier beyzulegen diese Kleinigkeit nicht zu verschmähen, und wenigstens durch mein Streben die Reinheit und Wahrheit wieder in Umlauf zu bringen in diesem schwachen Versuch zu erkennen und mit Güte aufzunehmen. Auch in Ansehung des Costums wird hier barbarisch gemalt. Unsere Bücherei ist auch nicht ganz tadelfrey, und weil Werke dieser Art sehr kostbar sind und nicht von jedem Künstler angeschaft werden können, so habe ich auf eigne Kosten einen kurtzen Auszug aus dem Werkchen schon vor einigen jahren drucken lassen, um einstweilen der Wahrheit entgegen zu gehen. Dies alles muß ich Ew Hochwohlgeb bekannt machen, damit die Ursache des Zwistes welche eine blose Galerieeinrichtung verursachte Hochdenenselben bekannt werde. Sprechende Beweise sind meinen Gegnern unerträglich. Bis hieher haben sie vergebens gesucht meinen Plan zu vereidlen der auch sehr warme Anhänger hat, und ongeacht aller Bemühungen dennoch bestehen wird, wohl aber Gefahr läuft im Auslande öfentlich als eine ungereimte innovation verschrien zu werden ... Jch bin bereits schon von einem sogenannten Reisenden, von hier aus, in der h. Eleganten Zeitung angegriffen worden. Alle meine untergebenen, so gar die Galerie Diener werden als Künstler angegrifen, jch allein verhindere die Fortschritte der Kunst in Bayern — etc. daß ich auf eine solche lüge nicht antwortete, versteht sich von selbsten, den ver-

dorbenen Geschmack nicht schätzen, und das Streben einen bessern einzuführen, heißt nach meiner Einsicht für wahre Kunst arbeiten und ihr aufkeimen befördern. Ew Hochwohlgeboren die so herrliche und sprechende Beweise gegeben haben daß wird auch Hochdero Absicht seyn, hat mich angetrieben einem so edlen Beyspiel zu folgen, und kühn mich jeder calomnie dem Neid dem verjährten Vorurtheil und der niedersten Boßheit auszusetzen um unter dem Schutz des besten Fürsten etwas gutes zu stiften. Nun bin ich ganz ruhig da auch Ew Hochwohlgeb den Catalogue und mein System, mit eigenen Zusätzen und Verbesserungen, bekannt zu machen die Gewogenheit haben wollen. So bald der Catalogue die Presse verlassen werde sogleich die ehre haben einige Exempl. an Hochdieselben abzuschicken, Nur muß ich zum Voraus die Schreibart entschuldigen, hätte ich hier einige Hülfe gefunden, wäre ich mir nicht ganz selbst überlassen gewesen, oder verstünde ich die Kunst zu schreiben, den wäre alles besser gewesen. An unsern Commissaire zu Rome habe schon geschrieben jede Gelegenheit zu benutzen um Münzen von der vorge=schriebenen Art ausfündig zu machen und an mich zu überschicken. Auch hier werde alles anwenden um vatterländische Medaillien zu erhalten, welche alsdann Ew Hochwohlgeb zu überschicken die Ehre haben werde. Über die Länge dieses Briefes muß ich gehorsamst um Verzeihung bitten, und der vollkomensten Hoch=achtung da ich die Ehre habe die Ehre hab zu verharren.

⟨4⟩ Hochwohlgeb insonders Hochzuverehrender H. G. R.
Längst hatte Ew. Hochwohlgeb Schreiben beantwortet, aber die Furcht lästig zu werden hielt mich ab. Ich wolte die Ankunft des zweyten Transports der bron=zenen Medallien erwarten, und dieser ⟨wahrscheinlich wegen der Quarantaine⟩ bleibt zu lange aus. Es ist ein glücklicher Zufall daß unter denen in Rom erkauften Medallien nur zwey waren die sich bereits schon in Ew. Hochwohlgeb. Sammlung vorfinden. Ich wünsche das der Zweyte Transport eben so glücklich ausfallen möge. Müller, mein Correspondent in Rom. der ⟨der auch unsrer Churbayrischer Comissionar ist⟩ als Churfürstl. Comissionaire dort unsere Kunstgeschäfte zu be=sorgen hat, glaubt mir einige Verbindlichkeit zu haben. Ich wolte seinen guten Willen zu Ew. Hochwohlgeb Vergnügen benutzen, und ließ ihn in der Meinung die Medallien wären für mich. Der Bischof von Hoeffelin, unser Gesanter in Rom macht die Auslagen in gleicher Meinung und alles geth in bester Ordnung; durch H. Seeligmann ist schon eine Anweisung nach Rom abgegangen. Nun wäre noch die Frage, welches zu beantworten freylich bis Ankunft des 2. Transports beruhen mus ob Ew Hochwohlgeb fortfahren wollen Medallien zu kaufen, im Fall ja, wäre meine unfürgreifliche Meinung H. Müller ⟨durch mich⟩ ein genaues Verzeichniß von denen Medallien zu überschicken welche schon vorhanden sind und er folglich nicht kaufen soll. dan abermal eine Sume auszusprechen welche H. Müller nicht überschreiten dürfte. Wolten Ew. Hochw. alsdann auch in Florenz aufkaufen lassen, wo ich aber niemand kenne, so müßte freylich H Müller freye Hand gelassen werden um sich dort einen Corespondenten zu verschaffen in welchem

Fall aber weder er noch ich für dessen ganz uneigennütziges Betragen Bürgschafft leisten könnten. Die Besondere Güte welche Ew Hochwohlg für mich haben mein Zeichenbuch auf eine vortheilhafte Art in der Jen. allg. Litt. Zeitung bekannt zu machen und mit Ihrem so schmeichelhaften Beyfall zu beehren, erkenne mit dem wärmsten Dank und Got gebe daß mein Catalogue welcher nun auch bald erscheinen wird eine gleiche Ehre verdienen möge. Müller schreibt mir vom 11 7bre dass er 73 Medalien, und eine kleine bronzerne Statue, ‹unter welchen erstern sich nicht wenige vom ersten Range befinden sollen› das glück gehabt habe ausfindig zu machen, und zu erkaufen. Her Bischof von Hoeffelin, unser Gesander am pepstlichen Hof meldet mir dass er diese Stücke wohl gezelt, dem Wechseler Torloni bereits übergeben und den Transport, und das weitere zu besorgen. aufgetragen habe. Da ich nun der Ankunft dieses Transports entgegen sehe so fragt es sich ob Ew Hochwohlgeb gesonnen sind daß ich das Kästgen bey jetzigen Umständen dem Postwagen anvertraue ‹in so ferne nähmlich dieselbe bey dessen Ankunft noch so kriegerisch seyn sollten› oder ob ich es so lange in Handen behalten soll, bis es mit Sicherheit an Hochdieselben abgehen kann. Ich erbitte mir hier über die nöthige Weisungund habe die Ehre mit der allervorkomensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb. gehorsamst ergebenster Diner

Ew. Hochwohlgeb. ‹5›

ersuche dero gefälligen Correspondenten in Rom die Erklärung zugehen zu lassen: daß auch die kleineren bronzenen Schüsselchen und Medaillen, auch alle nur einseitig gegossenen, runden, ovalen und viereckten kleinen Basrelieffe, welche von frühen Zeiten an in Florenz und Rom verfertigt wurden, für meine Rechnung um billige Preise können angeschafft werden.

Da aber in solchem Falle der Werth blos von der Liebhaberey abhängt, so ist eine unbedingte Commission für beyde Theile immer bedenklich. Ich erwünschte daher dass der Römische Freund dergleichen Kunstwerke, welche freylich gut gegossen und gut erhalten seyn müßten, überhaupt für 10 bis 15 Zechinen anschaffte und solche, wohlgepackt, an Ew. Hochwohlge. versendete, mit beygefügten Preisen der einzelnen Stücke, damit man erführe wie hoch dergleichen Dinge dort gehalten würden und man, wegen fernerer Aufträge, nähere Entschließung fassen könnte.

Mit besonderem Dank wiederhole ich diese Bitte und empfehle mich zu geneigtem Andenken

Weimar GOETHE

am 10. Octob. 1804

Hochwohlgebohrner Insonders Hochzuehrender Herr! ‹6›

Eine Antwort auf die Anfrage des gefälligen Correspondenten zu Rom habe auf einem besondern Blättchen verfaßt, damit solches ohne weitere Beschwerde dorthin abgeschickt werden könne.

Was Ew. Hochwohlgeb. mir von Bayerischen und Pfälzischen Medaillen auch nur in Zinn verschaffen können, soll mich zu besonderer Dankbarkeit verflichten, so wie mir besonders angenehm seyn wird bald etwas von Ihren Bemühungen zu Verbreitung der Kunst und des Geschmacks näher zu sehen und zu betrachten.
Der ich mich mit ganz besonderer Hochachtung die Ehre habe zu unterzeichnen
Weimar Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener
am 10. Octobr. 1804 J. W. v. GOETHE

⟨7⟩ Hochwohlgeboren Insonders Hochzuverehrender Hr. Geh. Rath
Jch habe häute bey meiner Ankunft in München Ew Hochwohlgeb geehrtestes Schreiben vom 10. dieses, und ein Päkchen unter meiner adresse Medalien enthaltend, angetroffen. Ersteres werde sogleich meinem Corespondenten in Rom mittheilen, und letzteres wird mit dem nächsten Postwagen so wie es ist, nach Weimar abgehen. Da ich keinen Lettre d'avis erhalten, auf dem Päkchen aber Medaglie di Metallo di Valore Zecchini 3. stehet so glaube gewiß daß dieses eine Probe von denen für Ew Hochwohlg bestimmten Münzen ist. Jch wünsche Herzlich daß dieser Versuch nach Hochdero Wohlgefallen seyn möge. Da ich morgen früh mit Tages Anbruch schon wieder nach Schleißheim zurückkehren muß, so überwiegt der Eifer Ew Hochwohlgeb so schnell als möglich zu bedienen, meine Neugirde und Kunstliebe; das Päkchen muß heute noch auf die Post und die Zeit ist so kurz daß das Päckchen so wie es ist und unerbrochen abgehen soll; Solte der Avis Brief in demselben enthalten seyn so bitte gehorsamst mir denselben zu überschicken. Jch erwarte Hierüber so wie über meinen letzten Brief die Medalien von Seniola betreffend, güttigste Weisung und Befehle, und habe die Ehre mit der vollkomensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochw.

München d. 28. 8bre 1804 M.

⟨8⟩ Hochwohlgebohren Hochzuverehrender Hr Geheimer Rath
Vor allem muß ich Ew Hochwohlgeb danken für die Vortheilhafte Beurtheilung meines Zeichenbuchs. Diese bin ich Hochderoselben Güte schuldig, meine Kunst sucht zwar den Beyfall wahrer Kenner zu verdienen, doch konnte ich mir kaum schmeichlen, ihn bis auf diesen Grad zu erhalten. Hiebey habe die Ehre das III. Heft gehorsamst zu überschicken. Jch könnte zwar dieses Zeichenbuch nach Raphaels Werken noch weit ausdehnen indem noch ein ganzer Vorrath und unter andern das ganze Bild die Grablegung aus der Galerie Borghese besitze, allein zu weitläufig, weil ich nicht für den Locus sondern zum Vortheil der Kunst arbeite durfte dieses Werk nicht werden. Das IVte Heft ist der Anatomie, so wohl der Ostologie als Myologie gewidmet, wo denn auch Rücksicht auf Aesthetik genomen werden wird. So bald es erscheinet werde die Ehre haben Ew. Hochwohlgeb dieses Heft nebst dazu gehörigem Text zu überschicken. Auch habe ein kleines Werk über die

Aesthetik, und zwar über ihre Anwendung in Kunstwerken geschrieben. Der Gedanken ist sehr alt und sehr neu, und wenn ich nicht befürchtete Ew. Hochwohlgeb beschwerlich zu fallen, so würde das Manuscript ehe es in Druck erscheinen wird Ew Hochwohlgeb zur güttigsten Beurtheilung gehorsamst vorlegen. Freylich kann der Gedanken nur durch die dazu gehörige Kupferstiche bewießen werden, diese sind aber erst angefangen, und ich wünschte vor allem Ew Hochwohlgeb Einschtsvolle Aeußerung darüber zu vernehmen ehe ich es bekannt mache. Einige unsrer jungen Künstler sind davon gantz eingenommen; der größte Theil verstehet davon kein Wort. Jch für mich glaube etwas sehr nützliches gefunden zu haben, und hätte ich das Glück nur einen Tag Ew Hochwohlgeb aufzuwarten, so hofte auch jeden Zweifel lösen zu können. Von Hochdero Erlaubniß hängt es folglich ab mein Manuscript zu empfangen und zu beurtheilen, als worum ich gehorsamst bitte. Der raisonirte Cataloge der Churfrstl Galerie ist unter der Presse, allein es geht damit wie mit allen andern Sachen dieser Art, bald ist kein Papir zu haben, bald ist es eine andere Ursache welche das Werk verzögert. Vortheile habe ich keine, Hindernisse tausend. Hochdero Güte hat mir neuen Muth gegeben und mich aufgemuntert so viel ich es vermag nützlich zu seyn. Unsere schon so lang erwartete Medallien sind noch nicht angekommen, H. Bischof von Hoeffelin Pfaltz Bayrischer Gesande in Rom schreibt mir d. 5t Merz 1805. jesper que les médailles que vous attendez depuis si longtems, seront a la fin arrivées. les officiers du bureau de poste ont assuré Mr Muller qu'il devoit etre tranquile et sans inquietude que le paquet pouvoit avoir souffert du retard, mais qu'il arrivera sans faut. Deme ungeacht ist noch nichts angekommen. Ew Hochwohlgeb welche die Original-Briefe von Müller in Handen haben können besser als ich selbst beurtheilen wie lange die Medaillen schon von Rom abgereist sind. Da ich nun fürchten muß daß die Sache zum Prozeß kommen wird, so muß ich Ew Hochwohlgeb gehorsamst bitten mir diese Briefe güttigst zurückzuschicken. Ich habe die Ehre mit vollkomenster Hochachtung zu verharren

d. 7t April 1805

Ew Hochwohlgeb
(M.)

Hch Wohlgebohren Hochzuverehrender H. G. Rath (9)

Endlich wird mir der Catalog von unserer Münchner Galerie überbracht. Der Drucker hat sich nicht übereilt; verwichene Ostern solte er schon fertig seyn, nun erscheint er gegen Ende des Jahres und ist mit den unverzeihlichsten Fehlern angefüllt. Jch eile ihn so wie er ist Ew Hochwohlgeb mit der gehorsamsten Bitte zu überschicken, diesen Versuch mit Güte und Nachsicht aufzunehmen, und mir Hochdero Urtheil über den Plan und Absicht der ganzen Einrichtung der Galerie, und die Art der Beschreibung der Gemälde güttigst mitzutheilen. Ich sehe diesem Urtheil (die Druck- und Schreibfehler sind eine Folge meiner Abwesenheit und der Nachlässigkeit von Ritterhausen) mit so viel mehr Verlangen entgegen da ich anjetzo an einem dritten Bande arbeite, welchem noch ein Vierter folgen muß in-

deme die ungeheure Menge Gemälde welche in Schleißheim aufgestellt sind, so
wie die Schmelz, Miniatur, Pastell und Mosaische Gemälde nicht in einem Bande
beschrieben werden können. Die Schleißheimer Galerie enthält zweydrittel Ge=
mälde mehr als die hier beschriebene Münchner Samlung. In betracht der Alt=
deutschen, Flamandischen, Hollendischen und jtalienischen Bilder, welche gewöhn=
lich unter dem Namen altdeutsche Schule aufgestellt werden, ist sie wie ich glaube
einzig in ihrer Art. Das hitzige Fieber der Menschheit, der verwünschte Krieg hat
nun wieder alles zerstört und unsere Galerien sind leer. Dem ungeacht bearbeite
ich indessen die Uebersicht, sobald dieselbe einigermaßen überdacht seyn wird ⟨und⟩
werde Gebrauch von der mir so güttigen als wichtigen Erlaubniß machen, und
meine Gedanken Ew Hochwohlgeb zur Prüfung gehorsamst vorlegen. Müller hat
abermal für die bestimmte Summe Medalien gekauft. Den ersten Transport hat
das gelbe Fieber, diesen der Krieg verhindert zu gehöriger Zeit einzutreffen: so
bald der Pack hier eintrifft, werden ihn sogleich nach Weimar abgehen lassen. Jch
bitte nochmalen um gütige Aufnahme meines Catalogs und um gütige Nachsicht.
Der ich die Ehr habe mit der allervollkommensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb

⟨10⟩Hochwohlgeborner, Insonders Hochgeehrtester Herr,

Eine Krankheit, an der ich diesen Winter wiederholet gelitten habe, verhinderte mich
Ew. H. zu schreiben und zu danken; auch hoffte ich mitunter in guten Augen=
blicken auf das Vergnügen die Medaillen ankommen zu sehen, die ich Ihrer Vor=
sorge schuldig werden soll.

Die Müllerschen Briefe, wovon ich Nachricht genommen habe, liegen hier bey. Meine
Vermuthung ist, daß das Paket durch die Anstalten gegen das gelbe Fieber, an
irgend einer Gränze aufgehalten worden. Ein Laufzettel von Rom aus würde
solches wohl aufspüren und weiter befördern da es ja doch keine Materien enthält,
die Gift einsaugen und fortpflanzen.

Der dritte Rest des sehr verdienstlichen Zeichenbuches ist glücklich angekommen,
und soll deren Anzeige alsobald erfolgen. Was dieselben mir noch sonst von ihren
schriftstellerischen Arbeiten zuschicken wollen, soll mir höchst willkommen sein.

Bei Behandlung der Anatomie für Künstler an künftigen ästhetischen Gebrauch
dieser Vorarbeiten zu denken, ist gleichfalls sehr verdienstlich. Die Großheit der
Formen muß sich schon am nackten Muskel zeigen, wenn er sie dereinst mit Haut
bekleidet auf weisen soll. Leider giebt die gewöhnliche, medicinisch=chirurgische
Anatomie nur verwelkte und vertrocknete Muster.

Der ich mich mit lebhaften Wünschen für Ihr Wohl mit vorzüglicher Hochachtung
unterzeichne

Weimar   Ew. Hochwohlgeb. gans gehorsamster Diener
den 26. April 1805   J. W. v. GOETHE

Soeben komen von Schleißheim hier an, und hab endlich das Vergnügen die schon ⟨11⟩ so lange vermißten Medalien in München anzutreffen. Jch Eile dieselben Ew Hochwohlgeb zu überschicken, Und H. Bischof von Hoefelin nachricht dessen zugeben um Ihnen ferneres Nachforschen zu ersparen. Solte Ew Hochwohlgebohren mit denen mir unbekanten Medalien und dem Preiße zufrieden seyn, so werde mich glücklich schätzen und mir fernere Befehle ausbitten. Jn Erwartung dieses da ich nur für wenige Stunden hier bin, habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb

Hochwohlgeboren, Insonders hochgeehrtester Herr, ⟨12⟩

Die schon vor einiger Zeit in Weimar angekommenen Medaillen haben mich endlich hier angetroffen und ich verfehle nicht Ew Hochwohlgeboren dafür den verbindlichsten Dank zu sagen. Sobald ich zurück komme, werde ich sogleich den Betrag dafür übermachen, wobey ich bitte, daß Sie die Gefälligkeit haben mögen, was etwa an Porto und sonstigen Auslagen zurückstände, zu bemerken.

Die Sendung selbst ist zu meiner völligen Zufriedenheit ausgefallen, nur einige der Stücke sind schon in meiner Sammlung zu finden, und es würde mir sehr angenehm seyn, wenn der dortige Freund sich ferner die Mühe geben möchte bey vorkommenden Gelegenheiten an mich zu denken, wobey ich dann abermahls die Summe von Funfzehn Zecchinen bestimme.

Zugleich wünschte, daß beym Einpacken die Medaillen und Täfelchen in mehrere Papiere eingewickelt würden, daß man auch lieber noch etwas zwischen die Schichten legte. Es ist zwar dießmahl kein großer Schade geschehen; aber hier und da ist doch etwas an den höhern Stellen zerscheuert und die Papiere waren sämmtlich wo nicht durch, doch angerieben. Die Schwere des Metalles verursacht fraglich dergleichen.

Von meinem lebhaften Dank und Wunsch gleichfalls etwas Gefälliges erzeigen zu können, bleiben dieselben gewiß versichert, weshalb ich auch nicht um Verzeihung dieser abermahligen Bemühungen bitte und mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Lauchstedt bey Halle — Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
z. 5. Aug. 1805. — J. W. v. GOETHE

Hochwohlgeb Hochzuverehrender Hr. G. R. ⟨13⟩

Jch bin erfreut daß Ew Hochwohlgeb mit denen endlich angekomenen Medaillen zufrieden sind. Heute noch werde nach Rom schreiben und H. Müller neue Aufträge geben. Da aber Ew Hochwohlgeb schon eine Sammlung derley Medaillen besitzen, so wäre nothwendig, dem guten Müller eine Note mitzutheilen damit er nur diejenigen Stücke einkaufe welche in der Samlung noch fehlen. Auch mir wäre diese Vorsicht erwünscht indem ich hofen könnte um so gewisser Ew Hochwohl; einen kleinen Dienst zu leisten. Die Versorgung und bessere emballirung der noch

zu überschickenden Stücke will ich bestens anempfehlen, den als ich das Paquet empfing hatten sich einige Medallien durch das Wachstuch durchgewetzt, und ohne es zu öffnen, mußte ich es besser gepackt von hier abgehen lassen. H. Seeligmann zahlte ich für den mir gegebenen Wechsel v. H. Marin Torloni 85 fl 56 xr nebst Spesen und Gebühr wie seine beyliegende Rechnung ausweißet. Das Erst Päckche kostet von Rom nach München 2 fl. 20 xr. das letzte 5 fl 30
Zusammen 93 fl. 46 xr ⟨recu le montant⟩.
Müller hat in einem seiner Briefe gemeldet daß er glaube in Florenz eine gute Ernde machen zu können, da er sich aber in diesem Falle einem Corespondenten anvertrauen müßte, und der Eigennutz dieser Herren in jtalien bekannt, so stehet zu befürchten, daß der Preiß höher steigen möge. jch bitte mir hierüber Hochdero Befehle aus und habe die Ehre mit der volkomensten Hochachtung zu verharren
d 18t August 1805

⟨14⟩Hochwohlgeborner, jnsonders hochgeehrtester Herr,
Jn diesen unruhigen Zeiten so lange keine Nachricht von Ew. Hochwohlgeboren zu erhalten, hat mich um Ihretwillen in Sorge gesetzt. Schon vor Monaten habe ich dem hiesigen Hoffactor Uhlemann den Auftrag gegeben meine Schuld abzutragen, aber bisher noch keine Quittung erhalten. Es wollte verlauten, als wenn Sie München verlassen hätten; allein ich sehe aus Ihrem letzten Briefe so wie aus dem damit abgesendeten Werke, daß Sie auf Ihrem Posten geblieben und im Kriege wie im Frieden Ihrem schönen Geschäfte vorstehen.
Vorstehendes war einige Tage liegen geblieben, indessen ich unterrichtet wurde, daß die Kleinigkeit bey Ew. Hochwohlgebornen abgetragen ist. Nicht wie viel man schuldig bleibt, sondern daß man schuldig bleibt setzt in Verlegenheit. Möchte doch die neue Sendung bald aus Italien herüber kommen. Seit der letzten die mir im Sommer zukam hat sich meine Sammlung um nichts Bedeutendes vermehrt.
Ich empfehle mich zu geneigtem Andenken und hoffe gütige Aufnahme des Beykommenden. Lassen Sie mich nicht, wenn es Ihre Zeit erlaubt, ohne Nachricht von Ihren weiteren Vorschritten, wozu ich besonders bey gegenwärtigen friedlichen Aspecten alles Glück wünsche.
Weimar den 23. Januar 1806. Ew Hochwohlgeb Ganz gehorsamster Diener
J. W. v. GOETHE

⟨15⟩Ein hartnäckiger Fluß im Kopf welcher mich schon mehrere Wochen plagt und die Ankunft der Düsseldorfer Galerie haben mich bishieher abgehalten Ew Hochwohlgeb für das gütige Urtheil meines Katalogs gehorsamst zu danken. Der kleine Raum der Münchner Galerie macht nur eine Auswahl aus dem reichen Zufluß der Düsseldorfer Samlung möglich, und um diese aufzustellen müssen Gemälde von geringerem Werth abgenommen werden. Dieses wird mich nöthigen den zweyten Band des Katalogs durch einen Anhang zu vermehren. Zum Glück ist der französische Katalog noch nicht gedruckt, dieser wird erscheinen so bald die Samlung

zusammen gestellt ist wie sie wahrscheinlich, bis zur Erbauung einer neuen Galerie
bleiben wird. Wir haben jetzt die reiche Zweybrücker Samlung, die von Manheim
von München, und von Düsseldorf, jch bin lange Zeit in Schwaben Franken, in
Bayren, Neüburg etc herum gereist, habe überall das vorzüglichste ausgewählt
und auf einen Punkt nach München zusammen tragen lassen. Daß dieses <eine
Art von Raub> meine Absicht seyn konnte, hofe ich werden Ew Hochwohlgeb
von mir nicht glauben. Das Beste und reinste auszuwählen und in der Hauptstadt
aufzustellen ist allerdings zweckmäßig und recht, aber eine Menge von 5000 Ge=
mälde auf einen Punkt zusamen zu drängen um dadurch den Genuß ihrer Ein=
wohner auf Kosten der Provinzial Städte zu vermehren, scheint mir auch in po=
litischer Hinsicht nicht rathsam. Dieser Gegenstand von Ew Hochwohlgeb in
öffentlichen Blättern beurtheilt und auseinander gesetzt, könnte <ohne uns zu nennen>
meiner lieben alten Vaterstadt Augsburg, und Bamberg von großem Vortheil seyn,
als wohin ich schon vorgeschlagen habe Provinzial Samlungen aufzustellen. Es
ist hier die Rede, den Wohlstand und das Vergnügen dieser Städte zu vermehren,
die Kunstliebe zu verbreiten, und ich fürchte nicht durch die Freyheit Ew Hoch=
wohlgeb dazu aufzurufen, indiscret oder lästig zu seyn. Schon lange erwarte sehn=
lich die Münzen welche mir Müller durch Madame Widder überschicken wolte,
allein diese Dame kam hier mit einer solchen Menge von römischem Putze an, daß
wie sie mir sagte, das Päckchen unmöglich annehmen konnte. Jch habe sogleich an
Müller so wie an den Bischof Hötlin geschrieben, und beide ersucht mir das Kist=
gen durch die Postexpedition sobald als möglich zu überschicken und ich erwarte
es täglich. Durch den Krieg im Tyrol sind einige Briefe verlohren gegangen, und
was das erste mal das gelbe Fieber gethan, that sein <unleserliches Wort> der leidige
Krieg. Empfangen Ew Hochwohlgeb nochmalen meinen gehorsamsten Dank und
die Versicherung der vollkomensten Verehrung mit der die Ehre habe zu ver=
harren
München den 15t Feb 1806

Hochwohlgebohrner Insonders hochgeehrtester Herr. <16>
Bey meiner Rückkunft von Carlsbad finde ich die zuletzt übersendeten Bronce=
Medaillen und verfehle nicht für die dabey gehabte Bemühung nochmals meinen
gehorsamsten Dank abzustatten, indem ich hoffe, daß meine Schuld indessen ab=
getragen worden ist. Auch diese Sendung ist wie die vorhergehende sehr glücklich
ausgefallen, indem ich dadurch abermals manch interessante Neue, und von dem
was ich schon besaß, bessere Exemplare erhalten habe. Möchten Ew. Hochwohl=
geboren eine nochmalige Bestellung dieser Art gefällig ergehen lassen, so würden
Sie mich dadurch besonders verbinden.
Mit Sehnsucht erwart' ich den uns allen erwünschten und oft versprochenen Frieden
um des allgemeinen Wohlseyns so wie besonders um der Künste willen, die uns
zunächst interessiren. Möchte doch die Zeit bald kommen, in welchen die Besitzungen
so sicher werden, das man aus dem Mittelpunkte nach der Peripherie zu das Gute

wirken kann. Die mir früher mitgetheilten Vorschläge liegen mir immer im Sinne und ich wünsche deren Ausführung zu erleben. Alles Gute anwünschend unterzeichne ich mich mit ganz besondrer Hochachtung

Jena Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
den 15 August 1806. J. W. v. GOETHE

〈17〉Gleich bey Empfang Ew Hochwohlgeb erstem Schreiben wegen dem 2ten Transport alter Münzen, aus welchem ich errathen konnte daß dieser nicht der letzte seyn würde schrieb ich an Müller und unsern Gesanden H. Bischof von Hoeffelin, lobte den einen wegen der guten Auswahl seiner empletten 〈obgleich ich noch nicht das mindeste davon gesehen habe〉 und ersuchte den Andern, nochmalen eine gleiche Sume dem Müller vorzuschießen, welches bereits geschehen,, und wie mir der Minister unter d 23t August von Rom schreibt, hat Müller schon die interessanteste Stücke ausfindig gemacht und erkauft. Jch halte es immer noch für nothwendig letztern in den jrrthum zu lassen daß er für mich arbeite, weil er 〈wie ich selbst〉 glaubt und hoft, das ich ihn dafür belohnen könne, und dieser Glaube und Hofnung soll, wenn ich es vermag, nicht immer Glauben und Hofnung bleiben, sondern zur Gewißheit werden. Ich fühle wie ich soll den großen Dienst den er mir leistet, weil ich durch ihn das Glück genieße Ew Hochwohlgeb einiges Vergnügen zu machen. Jch habe anjetzo auser hiesiger Samlung, die berühmte Düsseldorfer Galerie einverleibt und in allem nur 160 Stücke von denselben aufstellen können weil nur das was besser als unsere geringere Gemälde war, aus Mangel des Raums hier aufgestellt werden konnte. Das übrige geht nach Schleißheim um die dort eingeführte Schulen Methode zu vervollständigen. Das alsdann noch übrige soll nach meinem Vorschlag zu Augsburg aufgestellet werden, wo in dem aufgehobenen Urselinnerinen Kloster ein vortheilhaftes Locale sich vorgefunden hatt. Auch habe zur Bildung des Geschmackes der Studenten nebst einer schönen Kupferstich Samlung ungefähr 80 Gemälde auf unsere Universität Landshut bestimmet und die allerhöchste mündliche genehmigung dazu erhalten. Doch komt es auf die Berichte und folglich auf das Wollen oder nicht Wollen der H. Local Comisäre an, an deren esthetischem Gefühl ich hinlängliche Ursache zu zweifeln habe. Der Beyfall Ew Hochwohlgeb würde diese Einrichtung die ich nützlich glaube ganz gewiß befördern, oder wenigstens ein großes Gewicht geben, und ich bitte, insoferne ich irre, mich und andere darüber zu belehren. Ich genieße seit einigen Tagen das reichste und größte Vergnügen welches dem Menschen verliehen ist, ich befinde mich in dem Zirkel meiner jnigst geliebten jugend freunde, wir schwatzen zusamen, und unsre Kinder freuen sich auf ihre Art unsrer Gesellschaft. Der Geheime Rat Jacobi, seine Schwester, sein Bruder der ehemalige Canonicus von Halberstadt, seine Frau und obiger Kinder, meine Tochter, Meine erste und beständigste Platonische Liebe, Madame Schlosser nebst ihrer Tochter, wir haben gestern den Geburts Tag des Professors von Freyberg mit Musick und inigstem Vergnügen gefeyert. So oft es meine Geschäfte erlauben bin ich mitten unter ihnen, und sehr glücklich. Könnte

doch dieses ohne Kunst, nach der Natur gemalte Bild Ew Hochwohlgeb bewegen Ihre Hoffeste, welche ich aus langer Erfahrung auch kenne, nur auf kurze Zeit zu verlassen, und Jhre alten und hier vereinten Freunde zu besuchen! unter deren Schutz und Fürsprache ich mir schmeichlen würde auch in die Zahl der Jhrigen aufgenommen zu werden. Der ich die Ehre habe mit inniger Verehrung zu verharren

Ew Hochwohlgeb gehorsamst ergebener

d. 5t 7bre 1896
P S. die Zahlung für den 2t Transport ist hier richtig erfolgt.

Hochwohlgeb Hochzuverehren Hr Geh Rath. ⟨18⟩
Die längst erwarteten Medalien sind gestern glücklich bei mir in München angekommen. Schon vor einigen Monaten habe den Betrag dieser dritten Lieferung H. Seeligmann an den Wchsler H. Marino Torlonia in Rom mit 73 fl. 55 xr. zahlen lassen . . . . 73 fl. 55 xr.
Die Fracht von Rom nach München beträgt wie aus beyliegendem Frachtschein erhellet . . . . 25 " 57 "
Dem Träger . . . . — 12 "
Bey der Ankunft dieser dritten Lieferung kam mir die Rechnung der Zweyten zu Gesicht wo ich fand daß ich aus Versehen nur 6 fl 56 xr. Fracht für diese 2t Lieferung in Rechnung gebracht habe und vergessen habe, einen Strich vor den 6 r zu setzen als wodurch zu meinem Schaden ein Verlust von 10 fl entstand, welche hier weil erreur ne fait pas Compte in Rechnung bringe. Folglich die ganze Sume . . . . 10 —

S. totale 110 fl. 9 xr.

⟨Obige 110 fl 9 xr habe den 9t feb 1807 durch Lindauer erhalten⟩ Da nun die politische Lage vielleicht erheischet den Vorschlag bis auf weitere Ordre bey mir zu behalten, so bitte Ew Hochwohlgeboren mir hierüber gefällige und baldige Weisung zu geben. Obgleich Müller mich versichert in seynem Einkauf glücklich gewesen zu seyn, so werde dennoch den Vorschlag nicht eröffnen und so wie er ist sogleich abschicken.

München Mit der vollkommensten Hochachtung hab die Ehre zu verharren.
d. 12t Xbre 1806

Ew Hochwohlgeboren habe die Ehre zu melden daß den 14t dieses das schon so ⟨19⟩ lange erwartete Päckgen mit Medalien von Rom hier angekommen, und ohne es aus und umgepackt zu haben den Tag darauf als den 15t mit dem Postwagen unter Hochdero adresse von hier abgegangen ist. Der Einkaufungs Preiß nebst emballage und Wechselgeld betrug 95 fl. 12 xr. welche Sume durch einen Wechsel von H. Seeligmann an H. Marin Torlonia unserm Gesanden H. Bischof von Hoeffelin schon vor mehreren Monaten nach Rom überschickt habe, und Nachricht von dem richtigen Empfang erhielt. Das Porto nebst Mauth von Rom bis München betrug

6 fl 56 xr. Die ganze Sume macht folglich 102 fl 8 xr. Jch wünsche von Herzen daß die Münzen dem Beyfall Ew. Hochwohlgeboren würdig erhielten, und daß mehrere seltene Stücke welche Hochdieselbe noch nicht besitzen, sich darunter befinden mögen. Müller versichert mich sein möglichstes gethan zu haben.
NB ist den 17t August durch Wechsel bezahlt worden.

⟨20⟩ Ew. Hochwohlgeboren erhalten mit Gegenwärtigem die Hundert und Zehn Gulden, Vier Kreutzer, mit dem lebhaftesten Dank für die fortgesetzte Bemühung. Auch künftig soll es mir angenehm seyn etwas von dieser Art auch ferner zu erhalten. Jch bin nur beschämt, daß Sie so oft für mich in Vorschuß gerathen.
Sie verzeihen, wenn ich diesmal nicht sogleich antwortete. Unsere Lage war die Zeit her bedrückend genug, und ließ uns über manches, was man thun und lassen sollte, in Ungewißheit. Gegenwärtig sind wir sowohl von außen als innen ziemlich ruhig. Möchten Ew Hochwohlgeboren mir wohl von der neuen Anstalt, die Sie in Augs=burg zu treffen gedenken, etwas näheres melden. Wir haben davon nur das All=gemeine gehört und wünschen in dem Intelligenzblatt unsrer Literaturzeitung das Publikum von einem so schönen Unternehmen umständlicher zu unterrichten. Darf ich bitten mich meinen Freunden in München zu empfehlen und in freundschaftl. Andenken zu behalten.

Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Dr.
GOETHE

Weimar,
den 22. Januar 1807.
Fast hätte ich vergessen hinzusetzen daß ich die baldige Uebersendung durch den Postwagen erbitte.

⟨21⟩ Ew. Hochwohlgeboren.
geehrtestes Schreiben von 22t jänner kam zu rechter Zeit an indeme die Neugirde unsern Liebenswürdigen Jacobi so wie mich verleiten wolte das Päckchen zu er=öffnen und die Münzen zu betrachten. Um nun jeder Versuchung zu entgehn lies ich es sogleich fester zubinden und den 11t dieses mit dem Postwagen abgehn. Jch hofe es wird glücklich ankommen, und gut gewählte Kunstproducten enthalten. Hiebey habe die Ehre Ew Hochwohlgeb den Plan überhaupt von der Einrich=tung und Vertheilung unserer ungeheuren Gemälde Samlung mit der Bitte zu über=schicken denselben mit Güte aufzunehmen. Meine warme Liebe hat mich zum Schriftsteller gemacht; sie allein ist meine ganze Wissenschaft in diesem Fach, ich schreibe was ich fühle, so gut ich kann. Diese Vertheilung der Kunstschätze hat hier mächtige Gegner, weil diese alles hier auf einem Punkt zusammen stellen und drängen wollen. Nur auf mündliche Befehle des Königs ist es mir bis hieher ge=lungen diese Vertheilung vorzunehmen und zu vollziehen. Der Mangel an Raum und die Kosten welche die Errichtung eines angemessenen Gebäudes erfordern werden dem ungeacht unsere Provinzstädte noch viele Jahre im ruhigen Besitz ihrer Kunstsamlungen lassen müssen. Jch habe den Plan den ich bey der Ein=

richtung aller unsrer Samlungen hatte, soeben niedergeschrieben. Ew Hochwohl=geb werden daraus meine Absicht erkennen und durch einen verbesserten Auszug gütigst bekannt machen lassen. Zu Augsburg wo eine Kunstacademie ist, und viel Kunstsinn herrschet ist die Wohltat des Königs vorzüglich gut angewend. Dort werden eine Menge großer Gemälde von Schoonjons Duffis, J. Pt. Weenix, Rubens, Andreas Wolff, Carl Loth, Polidor, Cignani Bellucci Amigoni Pelegrini Tintoret u. a. m. in der ehemaligen Kirche und dem Speissal und im Kloster aufgestellet werden. Mit inbegriff der kleinern Bilder glaube ich daß diese Samlung aus 6 bis 700 Gemälden bestehen wird. Die Lokale und die vorhandenen Gemälde werden die Einrichtung bestimmen, doch werde ich bedacht seyn zur Bildung des Geschmackes der Kunst=Schüler die besten Gemälde zu diesem Zweck zusamen=zustellen, und sie anhalten größten Theils dort zu weilen und zu studiren. Meine Vorrede zu dem Verzeichniß der Schleißheimer Samlung empfehle Ew. Hochwohl=geb. ganz besonders. Jch habe sie meinem alten Freund dem Professor Jacobi ver=wichenen Herbst vorgezeigt und seinen Rath begehrt. Er fand sie zu lange, indem alles was ich darinnen sage schon bekannt wäre. Ihm war freylich alles ausführ=lich bekannt, aber nicht jeder Liebhaber der unsere Samlungen besucht ist so ge=lehrt, wie er, für diese glaube ich solte man auch etwas thun. Auf Ew Hochwohlgeb gütigstes Urtheil auf Dero Streichen und Zusetzen verlasse ich mich ganz und bitte inständig darum. Mit der allervollkomensten Hochachtung und wahrer Verehrung habe die Ehre zu verharren

Ew Hochwohlgeb

München feb 1807

H. Geheimer Rath Jacobi und Familie empfilt sich bestens.

NB Die Zahlung von 110 fl 12 xr ist mir richtig zugestellet worden.

Ew. Hochwohlgeboren ⟨22⟩

erhalten hiebey die kurzgefaßte Kunstgeschichte mit vielem Danke zurück. Die hiesigen Kunstfreunde sind mit mir der Überzeugung, daß sie als Vorrede zur Be=schreibung der Schleißheimer Gallerie gar wohl stehen werde. Wer mit diesen Sachen schon bekannt ist, wiederhohlt sie sich gern im Kurzen, und für den der sich erst unterrichten will, ist eine solche Darstellung eine große Wohlthat. Wie viele Irrende sehen nicht eine solche Gallerie, und gar mancher weiß weder was er sieht, noch was er sehen soll. Wie gut ist es daher, ihn gleich bey dieser Ge=legenheit, da er bedeutende Kunstwerke vor Augen hat, auf die Geschichte der Kunst aufmerksam zu machen, ihn aufmerksam zu machen, daß solche Werke nur successiv entstehen konnten, und ihm von dieser Succession einen allgemeinen Begriff zu geben. Auf diese Weise wird mancher angeregt und vieles Gute ge=stiftet.

Was Ew. Hochwohlgeboren wegen Aufstellung des Gemähldeschatzes mitgetheilt ist uns gleichfalls sehr schätzbar. Sie werden oftens in dem Intelligenzblatt der A. L. Z. finden, welchen Gebrauch wir davon gemacht, und ich hoffe es soll zu ihrer

Zufriedenheit gereichen. Wir gehn zwar noch etwas weiter als Sie selbst, indem man ja allerley wünschen und vorschlagen kann; allein Ihre Behandlungsweise erhält dadurch noch verstärkte Argumente, die, wie wir wenigstens glauben, keinem Widerspruch unterworfen sind. Wie sehr sollte michs freuen, persönlich einmal Zeuge Ihrer schönen Bemühungen zu seyn, und die trefflichen Sachen theils zu sehen, theils wieder zu sehen: denn die Düsseldorfer und Manheimer ja die Münchner selbst sind alte Bekannte; doch letztere, wegen Länge der Zeit, mir fast aus dem Gedächtniß geschwunden.
Für die letzte Sendung von Rom habe ich nur noch im Allgemeinen gedankt. Jch darf aber nicht verschweigen, daß sie diesmal besonders gut ausgefallen ist; ja vielleicht war sie unter allen die vorzüglichste, nur bey dem Packen bleibt immer etwas zu desideriren. Jch habe daher auf einem Beyblättchen meine Wünsche geäußert.
Mit den lebhaftesten Empfehlungen an meine vortrefflichen Münchner Freunde unterzeichne ich mich mit vorzüglicher Hochachtung und Anhänglichkeit

Weimar Ew Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener
den 8 May 1807 J. W. v. GOETHE

⟨23⟩ Jch war heute soeben im Begriff Ew Hochwohlgeb. einliegenden Brief zu überschicken als ich dero letztes Schreiben vom 8. dieses erhielt.
Der Bischof von Hösselin unser Gesander von Rom ist hier angekomen und hat mich gestern besucht. Weil mir bekannt war daß er unterwegs seye und ich nicht wußte ob Ew Hochwohlgeb fernere empletten von Medalien machen wolten ich auch während seiner Abwesenheit einen Bekannten in Rom hatte welcher Müller mit Geld unterstützen konnte, so habe ihm geschrieben bis auf weitere Ordre, die bemeldete Münzen nicht zu erkaufen, wohl aber dem Verkäufer die Hofnung zu lassen, dass er sie erkaufen würde. Jch habe so gleich mit dem Bischof gesprochen und dem Müller geschrieben daß er die Münzen um 20 Zechini, oder etwas mehr, erkaufen solte. Jst der Brief noch zu rechter Zeit angekomen so werden Ew Hochwohlg. auch diese Samlung erhalten. An Müller werde heute noch schreiben, daß er bey dem Gesandschafts Sekretair das Geld für die Münzen und für emballage beziehen könne, mit dem Bischof ⟨welchem ich das Geld hier einhändigen soll⟩ bin ich deshalb übereingekomen.
Hiebey habe die Ehre Ew Hochwohl. als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit und als ein geringes Andenken die Folge des Pfälzischen Haußes dessentwegen in Zinn zu überschicken, weil die Stempel sehr baufällig, und zu Kupfermünzen nicht mehr gebraucht werden dürfen. Jetzt werde ich getrost an meinem Katalog von Schleißheim fort arbeiten. Der Beyfall Ew Hochwohlgeboren gibt mir Muth und hätte ich gewünscht einige Corectur in dem Manuscript zu finden, den so ganz denselben verdient zu haben kann ich mir unmöglich zutrauen. Jch erwarte mit Ungedult die weitere Ausdehnung meiner Jdee in der Allgemeinen L. Z. und werde mich befleißen dieselbe so viel möglich zu benutzen und auszuführen, den in der Schleißheimer Galerie, wovon der Katalog noch nicht im Druck erschien ist dieses

thunlich. Wer in der Lage in welcher sich Ew Hochwohlgeb seit einiger Zeit befinden, noch Kunstliebe und Kunstgefühl genug hat um den Musen zu opfern ist auch in ihr Heiligthum gedrungen und findet Trost in allem Ungemach. Jch als der unwürdigste ihrer Verehrer habe ihn auf einer siebenjährigen Flucht, wo ich von Hauß und Hof verjagt und meiner Familie getrennt war, sehr mächtig empfunden. Bald war ich ein Gefangener der Neufranken unter Robespieres humaner Regierung, bald war ich im Heer der Preußen, oder fand Schutz bei den Ostreichern. In Dörfern und Städten wo ich war, beschäftigte ich mich mit einem Werke, welches ich in gemütlichen Zeiten bei geschwächter Gesundheit angefangen, und im Tumult des Krieges beendigt habe. Jch vergaß alles indem ich mahlte und schrieb, und für mich hat es heute noch den Werth, mich damals zerstreuet, getröstet und aufrecht gehalten zu haben.
Ew Hochwohlgeb sind zu beschäftigt, und mit zu wichtigen Dingen beschäftigt, das Werk ist auch zu weitläufig und bestehet aus 7 Fol. Bände als daß ich es wagen solte es zur Einsicht und Beurtheilung mit dem Anhang zu überschicken daß es auf der Flucht ohne alle Zubereitung und Hilfsmittel ist ausgeführet worden. Jn ruhigen Zeiten hofe aber Ew Hochwohl Urtheil darüber zu erhalten.
Dieses Werk bestehet aus einer Samlung Europäischer Vögel welche ich auf dem Lande wo ich mehrere Frühjahre die Molken trinken mußte größtentheils selbst schoß und nach der Natur mahlte.
Erst auf meiner langen Flucht, wo ich die bitterste Langeweile empfand kam mir der Gedanke alle Geschöpfe zu malen welche in der hlg. Schrift und der Weltgeschichte auf Vögel bezug haben. Dan kamen die Thorheiten dazu, welche der Betrug und der Aberglaube diesen Thieren angedichtet hatt. Meinem Sohn, damals ein Kind von 11 jahren war das ganze Werk gewidmet, ich wagte es, zu seiner Belehrung aus Vaterliebe zu dichten, erfand und mahlte fablen und Gedichte, zu welchen imer ein Vogel den Stof lieferte und so wuchs das Werk ohne Plan und ursprüngliche Absicht auf 12 fol. Bände heran.
Doch genug hievon, ich mißbrauche Güte und Nachsicht und empfehle mich gehorsamst

Ew Hochwohlgeb gehorsamst ergeb Diener

München den 21 May 1807

A Mr Müller

Hochzuverehrender Herr und Freund. ⟨24⟩
Da mir unverhoft eine kleine Sume eingegangen welche nicht erwartete so eile Sie zu bitten die bewußte Münzen für den Preis von Zwanzig Zichinen einzukaufen und so bald als möglich mir die Some sowohl für den Einkauf als für emballage bekannt zu machen wo ich den sogleich alles mit S. Em. dem Herrn Bischof von Hösselin ausmachen, und hier berichtigen werde. Obgedachter Bischof wird in seinem Hauße zu Rom einstweilen 20 Zechini an Ew Wohlgeboren auszahlen lassen das übrige wird, so bald es bekannt ist auch erfolgen.

Wegen den Einpacken muß ich bemerken das die Sägspähne für Münzen nicht viel taugen und durch das lange und anhaltende Schüttlen gefährliche Räume zurück=lassen, als wodurch einige Münzen abgeschliffen und beschädiget angekommen sind. Jch wünsche folglich und bitte daß jede einzelne Medaille mehrmals in weich Papir eingewickelt, und in die Zwischenräume abermals Papir wohl eingedrückt und mit Papir Gedreng das Kistchen recht fest ausgefüllet werden möge. Den mehren Kostebetrag dieser sorgfältigen Einpackung bitte der Rechnung beyzufügen. Jch bin so eben auf dem Sprung um nach Schleißheim abzureisen wo ich einige Tage zu=bringen werde, und muß mich bestens empfehlen.

in Eil

d 21t May 1807 — C. v. M.

⟨25⟩ Von H. Secretär Mehlem habe auf order des H. Galeriedirectors v. Mannlich die Summe von 45 Scudi 20 bay. für den Einkauf von 179 Stück Medalien, und für die Beköstigung für das einpacken, erhalten.

Rom d. 1t July 1807 — Fried Müller

⟨26⟩ Hochwohlgeborner Jnsonders hochzuverehrender Herr,

Jndem ich gegen das Ende meines Carlsbader Aufenthalts, welcher ziemlich lange gedauert, meine Briefschulden mustere, so finde ich daß ich auch noch gegen Ew. Hochwohlgeboren stark im Rückstande bin

Der mitgetheilte Brief von Herrn Müller in Rom liegt hier bey und ich freue mich zum voraus auf die Sammlung, der ich eine glückliche Überkunft wünsche. Mit Dank werde ich Ew. Hochwohlgeboren die Auslagen sogleich wieder erstatten. Man ist glücklich wenn man eine Liebhaberey hat, die ohne große Kosten zu be=friedigen ist und auf ein tiefes Studium hinweist. Jn schlimmen Zeiten, sie mögen nun von außen oder von innen kommen, findet man sich daran getröstet und ge=stärkt. Kann sich nun der Künstler dasjenige was Herz und Geist bedarf selber schaffen, so ist er um desto glücklicher. Die Sammlung wovon Sie mir Nachricht zu geben die Güte haben, muß sehr interessant seyn. Man findet es mehr, daß Künstler die zu etwas höherem berufen sind, wenn sie sich zum Zeitvertreib, zur Gemüthserheiterung an Thieren und drgl. ergötzen, immer etwas geistreiches und höchst angenehmes hervorbringen. Ein Beyspiel davon ist Director Tischbein sonst in Neapel, gegenwärtig in Hamburg. Sollte bey ruhigern Zeiten Ew. Hochwohl=geboren uns einen Band nach dem andern mittheilen mögen, so würde es uns ge=wiß zur angenehmsten Unterhaltung dienen.

Die Folge des Pfälzischen Hauses ist glücklich angekommen und mir hierher nach=geschickt worden. Auch für diese Aufmerksamkeit danke zum schönsten, und hoffe bald wieder zu vernehmen, daß Sie sich recht wohl befinden

Carlsbad — Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener

den 27 August 1807 — J. W. v. GOETHE

Jn wenigen Tagen werde ich von Carlsbad abgehen

Schleißheim d 6t 8b 1807 ⟨27⟩

Ew Hochwohlgeb habe nur in Eil melden wollen daß ich den 11 dieses nur auf wenige Stunden in München war und bey meiner Ankunft das so lange erwartete Päckchen von Rom antraf und sogleich unter Ew Hochwohlgeb Adresse mit dem Postwagen nach Weimar abgehen ließ. Es würde mich sehr freuen wen die darinnen enthaltenen Münzen gut ausfallen und in der Samlung noch fehlen. An Müller habe heute von hier aus geschrieben ferner auf die Münzenjagt zu gehen, doch aber nicht eher zu kaufen bis ich ihm darüber schreiben würde. Jch erwarte folglich weitere Befehle. Da ich nicht zu Hause bin, so kann ich von hier aus den Betrag meiner Auslagen nicht bestimmen, welches aber in kurzem geschehen soll. Jch habe einige Wochen in Augsburg zugebracht, und dort in denen aufgehobenen Kirchen und Klöster eine reiche Beute gemacht. Jch bin aber noch immer in offener Fehde mit mächtigen Gegnern wegen einer Gemälde Samlung in Augsburg, doch bin ich nicht ohne Hoffnung doch endlich durchzudringen und habe daselbst in der schönen Catharinen Kirche und dem Kloster ein sehr anständiges Locale zu diesem Zweck gefunden. Noch muß ich eine Bitte wagen. Ew Hochwohlgeb haben in der A. J. L. Zeitung ein sehr schmeichelhaftes Urtheil über meine Kunsteinrichtungen durch Jhr güttigen Beifall bestädiget. Könnte ich nicht zwey Exempl. von dem Blatt gegen Zahlung erhalten welches dieses enthält. Jch bitte inständig darum. Der Brief aus Carlsbad, ist mir richtig zu handen gekommen. Mit der vollkomensten Hochachtung habe die Ehre zu verharren

Affaires de Mr. de Göthe. ⟨28⟩

Recu ce 27 8bre un paquet contenant des medailles et envoyé ce meme paquet a Weimar ce 28 8bre

Medaglie di Metallo dà Valore Zechini 3 etoit ecrit dessus. le port etoit 1 fl. 30 xr.

H. Müller hat ausgelegt in Rom für Medallien = 31 Scudi, 6 paoli, oder nach Berechnung des H. Seeligmanns 85 fl. 56 xr. welche d. 12 jenner 1805 dem H. Seeligmann gegen einen Wechsel auf Rom adr Marin-Torlonia bezahlt und abgeschickt habe . . . . 85 fl. 56 xr.

d. 15t juni 1805 porto von Rom . . . . 5 „ 30 „

abgeschickt d. 23t juni 1805. obig Paket.

Recu le montant par un juif de Munic en janvier 1806.

Müller hat abermal ausgelegt für Medallien und anderes 35 Scudin, welche an Reichsgeld machen 95 fl. 12 xr. diese Summe habe d. 9t Märtz an H. Seligmann, laut seiner hiebeyliegenden Berechnung über schickt und einen Wechsel auf H. Marin Torlonia nach Rom erhalten welchen d. 11ten Märtz 1806 durch die Post in einem Brief an H. Bischof von Hoefelin abgeschickt habe.

D. 17t juni das Paquet mit Medalien erhalten an Porto zahlt . . 6 fl. 52 xr.

d. 15. juni nach Weimar abgeschickt, assurance . . . . 21 „

– ist d. 17 August 1806 durch Wechsel bezahlt worden.

d. 9. 9bre 1806 durch H. Seeligmann auf Rechnung des H. von Göthe abermal einen Wechsel gekauft von 73 fl 55 xr und abgeschickt an H. von Hoeffelin.

== der Vorschlag ist angekomen d, 11 xbre aber defekt	25	57
— den Träger		12
		4
		1
Von dem vorigen Transport	100	
	10	
Total	115	

durch Lindner in München Erhalten d. 8t feb. 1807 115
d. 23. july 1807 habe auf Rechnung des H. von Göthe an H. Bischof von Hoefelin in München 120 fl. 32 xr. bezahlt nebst Spesen und Fracht 177 fl.
Zahlt d. 17 9bre 1807

⟨29⟩ »an Joh. Christ. v. Manlich.
Ew. Hochwohlgeb. haben seit geraumer Zeit eine Verbindung mit uns auf so freundliche und thätige Weise unterhalten, daß wir immer Ihre Schuldner geblieben sind. Auch dießmal möchte sich diese Schuld anstatt sich zu vermindern nur vermehren, indem ich Ihnen einen jungen Künstler, den Sohn des hiesigen Kupferstecher Müller, zu empfehlen wage, für welchen ich, da er seine Studien in München fortzusetzen oder vielmehr zu begründen denkt, eine geneigte Aufnahme zu erbitten wage.
Hofrat Meyer, der das Vergnügen gehabt hat, Ew. Hochwohlg. und die vortrefflichen Anstalten, denen Sie vorstehen, kennen zu lernen, hat mir das größte Verlangen erregt, auch dieses Genusses theilhaftig zu werden. Ja, ich weiß nicht, wie ich demselben widerstehen soll, wenn sich in kurzem noch alle die Hoffnungen erfüllen, von denen er mir Kenntnis gegeben hat.
Möchten dieselben, bis er mir so wohl wird, meine ausgezeichnete Hochachtung persönlich zu versichern, manchmal ein Zeichen Ihres Andenkens und ein Probestück Ihrer ausgebreiteten Thätigkeit geben, wie ich denn auch einige Blätter des immer glücklich fortgesetzten Steindrucks, z. B. auf den Kopf der Madonna von Guido und das Bild von Michelangelo sehr verlangend wäre. Verzeihen Sie diese neue Anforderung, welche unbescheiden scheinen könnte, da ich für die früheren Mitteilungen bis jetzt nur gefühlten Dank und aufrichtigen Beyfall erwidern konnte. Wie glücklich darf man Sie schätzen, daß Sie sich an einem Orte befinden, wo unter Theilnahme der höchsten Personen, die wichtigsten Schätze erhalten, geordnet, vermehrt und, was das Wichtigste von allem ist, so gründlich als allgemein genutzt werden. Ich erfreue mich zwar nur einer sehr geringen Kunstumgebung, bin aber nichts destoweniger in Gedanken mit allem beschäftigt, was die Zeit uns erhalten

hat, und was sie uns noch bringen mag, da ich denn mich im Geiste vorzüglich in Ihrer Nähe befinden muß.
Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen«
Weimar 〈GOETHE.〉
d. 28. IV. 1814.

Dieser bislang ungedruckte Brief der Charlotte von Stein an ihre Schwägerin Rätin von Schardt sei hier noch mitgeteilt. Die »abwesenden Gedanken« gelten ihm, der am 20. September 1780 an Lavater von Ostheim vor der Rhön schreibt: »Auch thut der Talisman jener schönen Liebe womit die Stein mein Leben würzt sehr viel.« Und am 8. Sept. 1780 an die Stein: ... »Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges griechische davon geb ich Ihnen in einer unmelodischern, und unausdrückendern Sprache wenigstens durch meinen Mund und Feder, auch Ihr Theil.« Und folgen die Verse aus den ‚goldenen Sprüchen' der pythagoräischen Schule, welche die Stein zitiert.
An Frau Geheimeregierungs. Raethin von Schardt

Kochberg den 18ten Sept. 1780

Liebe Kleine ich weis daß du mich lieb hast und ist eines von den Gütern so mir der Himmel beschert hat, der vergolde Dirs auch. Meine Gesellschafterinnen sind lustig und witzig, l'esprit s'orne, la raison s'éclaire, l'ame se fortifie et le coeur jouit in abwesenden Gedanken. Deine Gesellschaft soll mir sehr lieb sejn, und vom Hypocondrien sollst Du hier nichts spüren, Carolingen will ich bey mir behalten. Zur Antwort auf Deinem Vers; wie der Hirsch den Pfeil etc. etc., schrieb ich Dir etwas aus dem Antonin; Es kommt doch auf eines heraus ob du diese Dinge hundert Jahre oder ob du sie drey Jahre sehest, ob schon dieser Trost vor wenige paßlich ist, so glaub ich doch er könte es Dir seyn, ich setze Dir noch etwas zu daß mir Goethe letz aus einem alten Griechen schrieb, nichts unmögliches hoffen und doch den Leben genug seyn. Grüß Deinen Mann und Bode'n danck in meinem Namen vors Dictionair, der Tante empfiehl mich recht schön, ich küß Dich tausendmahl bleib hübsch gesund.

CHARLOTTE STEIN.

Schick zum Wende in mein Hauß der hat meine Silouette, und treib meinen Bruder, daß er die Tassen mit silouets an die meidinger Imhof besorgt.

RICHARD DEHMEL · NACHTGEBET

Du tiefe Ruh,
Laß deinen Schleier sinken,
Und schling dein dunkles Haar um meine Brust,
Und laß mich deinen Atem trinken,
Du
Bis alle meine Lust
Und letzter Schmerz in einen Hauch verschweben,
Den deine Lippen mir vom Herzen heben,
Dann laß mich deinen Kuß erleben,
Du tiefe Ruh.

KURT MARTENS: CARITAS MIMI; NOVELLE

Wir alle, soweit wir sie an jedem Montag Abend umringten, beteten sie an auf eine besondere Art: in spielerischer Lust, in Ehrfurcht vor ihrer Macht und mit geheimen Hoffnungen. Zu andern Zeiten war sie den jungen Hagestolzen fremd. Da legte sie etwa gegen Ende der Woche ihren Robber mit einer wohlwollenden Generalin, mit dem Polizeipräsidenten und dem englischen Konsul, oder sie empfing um die Theestunde ältere Patrizierinnen aus ihren Kreisen, deren Töchter mit den Leutnants über Sport und Bälle schwätzten und in unserer schwülen Grotte wie in einer Kinderstube sich tummelten. Außerhalb ihres Hauses war sie in den respektabelsten Familien zu treffen, wofern nur einiges Leben von Bedeutung dort herrschte, oder sie blieb auch abwesend, verreist aufs Unbestimmte, irgendwo im Ausland.

Wir beteten an ihr zärtliches Auge, das unter langen Wimpern lustig nach uns blinzelte, ihre stolze weiße Stirn, ihre vielversprechenden Lippen und den Anschein ihrer mädchenhaften Reinheit. Das Wunderbarste an ihr aber waren ihre Finger, an zartem Glanz und schlanken Linien so begnadet; daß sie bewußter Pflege nicht bedurften; sehr bewegliche, geübte Finger waren es, die viele angenehme Dinge betastet und dem geschmeidigen Leib, dem sie dienten, alle romantischen Wege gewiesen zu haben schienen. Ringe trugen sie nicht, wie denn jedes Geschmeide, jeder künstliche Putz den Reiz und die bescheidene Hoheit dieser Natur, die wie aus göttlicher Lichtquelle aus sich selbst erstrahlte, verdunkelt haben würde.

Ich kannte sie nur flüchtig, bis auf die eine Stunde, da sie in Gnaden mein halb spöttisches Flehen halb erhörte. Kastor kannte sie seit Jahren. Mansuet hat sie von Kindheit an gekannt, auch sonst wohl von allen am besten; denn als Kinder sind solche Geschöpfe in der unbefangensten Schenkerlaune und erweisen sich dem Spielkameraden, der sie weiter geleitet, dankbar ihr ganzes Leben hindurch. Wie weit Herr Doktor Aloys Pampler, den wir von Anbeginn Pampila nannten, eine Ahnung ihres Wesens hatte, ob dieser Ochse mit den Tigerkrallen irgend welcher Ahnungen überhaupt fähig war, ist uns niemals klar geworden. Ein Tier, das nur wittert mit seinen dummen Instinkten und zupackt mit seinen plumpen Pratzen, so werde Doktor Pampila, der blondbärtige Idealist, zu den Akten seines schmählichen Falls gelegt.

Tasja

»Für Euch erziehe ich Tasja, für Euch, ihr lieben jungen Herren!« so sagte Caritas Mimi zu uns, als wir sie mit der Zukunft ihres Kindes neckten.

Wir saßen um den Flügel, an dem der Rückenmärker Roland etwas von Mozart spielte. Im olivgrünen Lederstuhl lag Caritas Mimi, und neben ihr saß, auf der Lehne, Tasja, ernst und aufrecht, die Füßchen zierlich gekreuzt.

Die Flügeltüren nach der Terrasse waren weit geöffnet, Sommernachtslüfte und Brodem von regenfeuchtem Hollergebüsch drang aus dem Garten herein. Die Brandmauern, die sein enges Geviert umdrängten, warfen die Schluß-Akkorde der heiteren Sonate dumpf und hart in das Gemach zurück.

»Weshalb für uns, Mimi?« erkundigte sich Mansuet, ihres Namens letzte Silbe eindringlicher als sonst betonend. Dabei beugte er sich von seinem Sessel aus über die Hand des Kindes, um sie behutsam zu liebkosen. »Sollen wir zeitlebens mit ihr spielen, oder sie nur beschützen, oder sie verheiraten, unter uns, wenn nicht gar anderwärts?«
»Nein, mein Alter, verheiraten sollst du sie nur, wenn es nicht anders möglich ist. Freude sollt ihr Tasja bereiten und Freuden an ihr haben, so gut ihr es versteht, und Kastor soll weiter Karrière mit ihr machen, Malte Roland soll sich von ihr pflegen und verwöhnen lassen, und dieser Seelenschänder da« – sie wies auf mich, indem sie ein Kreuz über meinen demütigen Gliedern schlug – »soll alle holden und abscheulichen Gefühle mit ihr tauschen, bis sie reif geworden ist für einen andern.«
Pater Henning trat ein, schüttelte die letzten Tropfen des Gewitters von seiner Kutte und reichte uns allen unter Verbeugungen die Hand.
»Pater Henning soll Tasja in der Furcht Gottes erhalten«, fuhr Caritas Mimi lächelnd in ihren Dispositionen fort. »Die Furcht des Herrn ist der sicherste Hemmschuh auf unserer tollen Fahrt. Wollen Sie, Pater? – Ich meine nicht predigen, sondern plausibel machen sollen Sie die Frömmigkeit.«
Pater Henning blickte sich unsicher um:
»Caritas, Sie sprechen wie eine Matrone auf dem Sterbebette. Oder haben Sie die Absicht, den Schleier zu nehmen? Sie werden im Kloster nicht wohlgefälliger wandeln als hier.«
»Ach, lieber Pater, ich arbeite an meinem letzten Willen früh und spät. Wenn es nach Recht und Billigkeit geht, so muß der Himmel nun bald für das viele, viele Gute, das er an mir getan hat, seine Quittung präsentieren.«
Tasja, die wortlos und aufmerksam, einen nach dem andern mit ihren Topas-Augen verschlingend, all diese tändelnde Melancholie in sich gesogen hatte, warf sich nun von der Lehne herab auf Caritas' Schoß und umschlang ihre Mutter stürmisch. Die beiden schmalen Gesichter schmiegten sich aneinander, zwei Pfirsiche an einem Zweig; das dunkle Gelock des Kindes wühlte sich in die blonde Krone der älteren Gefährtin, und als sie sich küßten, schienen zwei Schwestern sich Lebewohl zu sagen.
Was unsere Freundin für ihr Kind ersehnte, war nichts anderes als das eigene Geschick, in dem sie sich tief befriedigt fühlte. Bei Gott, sie durfte die schwungvolle Kurve ihres Wandels mit bestem Gewissen segnen!

Baron Lottermoos

Im bürgerlichen Verkehr hieß sie Baronin Lottermoos. Diesen Namen hatte sie vor zehn Jahren sachgemäß erworben. Bis dahin lebte sie verwaist in dem Hause, das seit undenklichen Zeiten ihrer Familie, dem Kaufherrn-Geschlecht der Porck-Weißthurn gehörte und das jetzt wieder ihr regelrechter Aufenthalt war. Vor zehn Jahren aber hatte sie es als Siebzehnjährige unvermutet verlassen, um, begleitet

von einer ebenso würdigen, wie zuverlässigen Gesellschaftsdame, die Rivièra zu bereisen.
Was ich nunmehr berichte, war jenen ersten Zirkeln, in denen sie verkehrte, unbekannt. Niemand wußte darum als Mansuet, der es mir erst kürzlich offenbarte, und noch zwei andere Menschen, die, jeder in seiner Art, alsbald daraus zu profitieren versuchten.
In den französischen Alpen nämlich, in einem idyllisch gelegenen Chalet dieser Gegend, kam Tasja zur Welt und gedieh sogleich, zur Freude ihrer Mutter, vortrefflich. Jedoch ließ diese sie vorderhand in der Obhut der zuverlässigen Gesellschaftsdame, fuhr inkognito nach Deutschland und begab sich dort in das Bureau der Firma »Weihrauch et Meyergeschrei, mariages«, um sich aus deren Listen den Gemahl zu wählen.
Baron Leopold Salvator Lottermoos, ein Kavalier von unzweifelhaftem Stammbaum und tadelloser Haltung, war ganz der Mann, dessen Caritas Mimi bedurfte. Seine Schulden waren im Vergleich mit Caritas' Konsols nicht allzu bedeutend, seine Vergangenheit im großen und ganzen intakt. Öffentlich war er jedenfalls noch nicht kompromittiert gewesen. Er hatte Proben von überaus distinguierten Neigungen abgelegt, die seiner Gattin die Gewähr boten, daß er sie nicht mit Zudringlichkeiten, geschweige denn mit Nachkommenschaft belästigen werde. In dem Vertrage, den Mimi, unterstützt von Herrn Meyergeschrei, aufsetzte, wurden diese Neigungen als Grundlage des Kontraktes unzweideutig stipuliert, so daß sie die Trauung in Seelenruhe erledigen konnte. Ein Jahr darauf kehrte Caritas in die Heimat zurück, stellte den Gemahl, der sich in ihrer Vaterstadt irgend einer künstlerischen Beschäftigung zu widmen gedachte, in den besten Häusern vor, ließ Tasja, das entzückendste Baby der Welt, umhüllt von einem Tragkleidchen aus Valenciennes-Spitzen, gebührend bewundern und ward allenthalben aufs Herzlichste beglückwünscht. Einen Winter lang übte sie Geselligkeit in großem Stil. Dann aber riefen den Baron verschiedene Pflichten ins Ausland, wie es hieß, auch nach Rom, wo ihm die Würde eines Päpstlichen Kämmerers verliehen worden war. Außerdem litt er an nervösen Störungen, mußte in der oder jener Anstalt seiner Gesundheit leben, und es währte nicht lange, so wurde Caritas nach Monte Carlo an sein Sterbebett gerufen. Von dort aus versandte sie die schwarz umränderten Anzeigen und war, wenn auch im Witwen-Schleier, bald wieder daheim bei Tasja und unter den Familien der besten Gesellschaft.
Nun erst begann ihr eigentliches, königliches Wirken. Nun erst krönte sich der luftig stolze, schimmernde Bau ihres Daseins und zwang uns Priester dieses Tempels auf die Kniee zur Lobpreisung und zum flehenden Gebet.

Kastor

Wem anders verdankt Kastor den hohen Posten, den er in Ehren ausfüllt, den amtlichen und politischen Einfluß, die Aussicht, in Kürze unentbehrlichster Beistand der Krone zu werden, wem anders als seiner Gönnerin Caritas! Ein Zufall, ein

hingeworfenes Wort erweckte ihr die Laune, seinen Weg zu bahnen. Der junge Rat, den sie gern leiden mochte, weil er der anspruchsloseste ihrer Verehrer war, in ihrem Hause und überall wo sie ihn sonst antraf, so wortkarg und abwartend sich verhielt, hatte ihr eines Tages betrübt seinen Abschieds=Besuch angekündigt, da er nun bald in die Provinz versetzt und dort einbalsamiert werden würde. Es tat ihr leid, dieses ernste, kluge Gesicht künftig entbehren zu müssen und sie kam in ein vertrauteres Gespräch mit ihm. Das Gespräch hatte einige Unterredungen nahezu geschäftlichen Inhalts zur Folge, aus denen sie erkannte oder auch nur sich einbildete, daß er das Zeug zu starken, selbständigen Leistungen in sich trage. Und nun faßte sie ihren Plan, einen trotzig launischen Entschluß, ihn mit Auf=bietung all ihrer Kräfte zu halten und aufwärts zu treiben. Hoffnungen entzündete sie in ihm; das war ja ihr vornehmlichstes Machtmittel und versagte nie. Was lag daran, daß diese Hoffnungen allzeit trügerisch blieben, dienten sie doch dem ge=meinsamen Ziele und feuerten ihn an zum gewaltigsten Training. Der zurück=haltende, gesetzte Mann, bisher nichts als ein Arbeiter tüchtiger Qualität, wagte auf einmal kühne Schritte, übte die Kunst, mit Takt sich vorzudrängen und in günstiges Licht zu setzen, veröffentlichte alsbald ein verwaltungsrechtliches Werk, das sich für die Praxis wertvoll erwies, stürmte die jours und die routs der höchsten Vorgesetzten. Inzwischen war Caritas noch eifriger am Werke. Mit der Hetz=peitsche ihrer koketten Andeutungen, ihrer Ratschläge und Überredungskünste stand sie unermüdlich hinter ihm. Sie ergründete, so gut es ihr gelingen wollte, Art und Umfang seines Wissens, die Grenzen seines Könnens, seine Spezialitäten und seine Abneigungen. War sie selbst auch mit Ideen für sein Ressort nicht ge=segnet — übel genug hätten sie ihr zu Gesicht gestanden —, so gelang es ihr doch, aus dem Manne Ideen hervorzulocken, vielleicht in ihm auch welche zu erzeugen. Auf ihrem eigensten Gebiet jedoch, in der Behandlung und Suggestion der Gesell=schafts=Menschen, feierte sie mit dieser Sache wieder glänzende Triumphe. Selbst immer scheinbar unbeteiligt, im Hintergrund sich haltend, streute sie unter die Leute wirksame Gerüchte von Kastors glänzender Begabung, seinem organisato=rischen Scharfblick, seinem eisernen Fleiß und seiner großen Zukunft. Man er=fuhr unter der Hand, daß auswärtige Behörden und Hochschulen ihn zu gewinnen suchten und daß er eine Millionen=Erbschaft zu erwarten habe. Nicht minder er=forschte und verfolgte Caritas Mimi die Kanäle, die über die verschiedenen Staf=feln geselliger Kreise und amtlicher Instanzen bis zu den entscheidenden Stellen führen. Sie ruhte nicht, bis sie die Bekanntschaft der wichtigsten Nummern, der Spezialdezernenten und Personalreferenten gemacht, deren schwache Seiten erkundet und mit geeigneten Mitteln erfolgreich bearbeitet hatte. Vor allem bediente sie sich der Damen, berechnender Mütter, heiratslustiger Töchter und klatschsüchtiger Tanten. Sie alle wurden mit den ahnungslosen Nasen auf Kastors eminente Be=deutung gestoßen. Die Maschine der öffentlichen Meinung wurde geölt und geheizt, bis schließlich ihr Räderwerk von selber funktionierte. War Kastor von Natur nur eine starke Intelligenz, bald galt er allgemein für den genialsten Kopf unter all

seinen Kollegen, für einen Staatsmann unter den Beamten. In den wenigen Stunden, die er seiner Pace abrang, mühte er sich wohl, von Mimi den Lohn zu erhalten, den Caritas ihm versprochen hatte. Sie aber erklärte ihn noch immer nicht reif dafür, sondern trieb ihn weiter vorwärts, aufwärts, andern Gipfeln zu. Als sie ihn das letztemal allein empfing, war er weich, weil etwas übermüdet, trug sich mit Gedanken an Haus und Herd, beabsichtigte, ihr seinen jetzt so klangvollen Namen, seine Titel und Erfolge legitim zu Füßen zu legen. Sie aber unterbrach ihn lächelnd; zählte ihm gleich drei günstigere Partieen auf und berichtete ihm, abschweifend auf dringlichere Geschäfte, daß dank ihrer guten Beziehungen zur hohen Geistlichkeit, die sie von jeher eifrig pflegte, der Entwurf seines Volksschulgesetzes der klerikalen Fraktion und Presse sicher sei. So segelten sie denn Beide wieder im rechten Fahrwasser und bestätigten einander in fröhlichen Hyperbeln die erprobte Weisheit, daß deutsche Völkerschaften am sichersten und ersprießlichsten regiert werden, wenn voraussetzungslose Herren ein fromm konservatives Joch auf ihren Nacken legen.

Caritas Mimi

Ei, wie verstand doch Caritas Mimi die greisen Würdenträger zu ködern und die Jugendlichen hinzuhalten! Wie geläufig waren ihr die kindlich-schwärmerischen Phrasen, mit denen man Glatzköpfe salbt und die Paradoxe, von denen jeder Springinsfeld sich blenden läßt! Für Jeden hatte sie eine andere Definition der Liebe, der Ehre oder der ewigen Daseinszwecke; und ein Jeder spiegelte sich wohlgefällig in der verständnisvollen Seele Caritas Mimis, während sie über die Zerrbilder all der Tölpel sich belustigte.
Ihr schönen, ehrgeizigen Frauen, die ihr Eure Schwestern zu überflügeln und auf uns Männern zu spielen gedenkt, von Caritas Mimi könnt ihr zum mindesten das Eine lernen, daß ihr nicht anders denn durch sanfte und bescheidene Formen, das ist durch Grazie nämlich, unwiderstehlich werdet. Ihr dürft krank sein vor Stolz, vor Hochmut ruhig bersten, nur zeigen dürft ihr nichts davon. Sofern ein einziges Tröpflein Arroganz durch eure Poren sickert, ist es auch schon um Euren ganzen Teint geschehen. Tausende von Weibern laufen enttäuscht, verbittert umher, die unter günstigem Stern begannen und dann doch von den Männern verworfen, von ihren Rivalinnen zertreten wurden, weil sie prahlten mit einer Rolle, die sie lieber hätten spielen sollen. Denn so beschränkt wir auch sonst sind; so wissen wir doch, daß sichtbarer Hochmut stets den Parvenü verrät, Einflüsse von Dienstboten aus einer schlechten Kinderstube. Menschen von gepflegter Rasse prunken, wenn sie denn einmal prunken müssen, auch im Umgang nur mit Güte. Ich will die Frage nicht entscheiden, ob Caritas tatsächlich vornehm war. Doch herrschte sie durch einen Anschein von Vornehmheit, weil sie sich still und liebenswürdig gab und offenbarste Herzlichkeit gerade den Geringen und Ungewandten erzeigte. Daß sie Allmacht besaß, soll nicht behauptet werden. Nicht jedes ihrer Steckenpferde vermochte sie zu reiten. So hätte sie gern einmal — ich hörte das aus ihrem eigenen

Munde — irgend einen Richter zur bewußten, wenn auch unmerklichen Beugung des Rechtes verleitet, nur um das Menschliche in ihm herauszuholen. Es gelang ihr leider nicht. Denn unsere guten Richter, so parteiisch sie auch urteilen, unbewußt, mit dem Brett der Bourgeoisie vor ihren Schädeln — doloser Weise ungerecht zu sein, widerstrebt ihrer unausrottbaren Pedanterie.

Die Rolands

Der Jüngere von Beiden, genannt der Rückenmärker, weil er auf seinen hohen, schlanken Schenkeln dahinstelzte wie ein struppiertes Vollblutpferd und alle Parketts nicht anders als mit einem elfenbeinernem Krückstock betrat, war ein feiner, übermütiger Knabe von fünfundzwanzig Jahren, Abgott und Sklave aller Damen von Welt. Wenn er vor dem Flügel phantasierte und aus Mollakkorden elegante Wehmut sog, so erschauerten diese Damen, gleich als kitzele sie das Tremolo eines berühmten Tenors. Von den unbefriedigten Sehnsüchten seiner Jugend schmerzte ihn am meisten die zur Musik. Er hatte die Kunst des Kontrapunkts studieren und zum Beruf erwählen wollen; doch seine Eltern und Lehensvettern hatten es ihm untersagt. Sein Vater, Erbmarschall und Majoratsherr, stand den Künsten im allgemeinen nicht ablehnend gegenüber, wollte auch zugestehen, daß es wenigstens in der Malerei einige Herren von Familie gäbe; Musikanten jedoch, welche immer unsaubere Mähnen tragen und Konservatoristinnen mit lockeren Grundsätzen ohne Korsett seien kein Umgang für seinen Sohn. So bildete sich denn Malte allein und in den Salons nach eigenem Gefühle weiter, schmiedete nebenbei auch wohlklingende Verse über Landschaften oder irgend eine schöne Gönnerin, die ihn gerade bezaubert hatte.
Der Baronin Lottermoos ließ er sich vorstellen, weil das für ein Zeichen guten Geschmackes galt. Bald ward er Seladon bei ihr wie bei den Übrigen. Seine Wünsche gingen auch ihr gegenüber nur auf seelische Gemeinschaft. Das Körperliche betrachtete er als Privat-Angelegenheit. Die meisten Damen lassen sich das gern gefallen, weil es gut aussieht und zu nichts verpflichtet. Caritas hegte zudem eine wirkliche, fast mütterliche Zuneigung für Malte, den feinen, hinfälligen Knaben.
Und dann — wie angenehm! — seine Galanterie war Wachs in ihren Händen; gefügig und willenlos ließ sie sich von der Herrin in allerhand praktische Formen kneten, zu nützlichen Zwecken verwenden, so zur Begleitung ins Theater, zu kleinen Botengängen, zum Paketel-Tragen. Welche Dame von Welt zeigt sich auf der Straße und an andern öffentlichen Orten nicht gern zur Seite eines gutgekleideten jungen Herrn mit Adorantenblicken!
Als Malte Roland noch in der Wiege lag, hatten ihm neckische Kobolde seinen eigenen Willen heimlich entwendet und dafür einen zuckrigen Extrakt, gebraut aus den Launen aller schönen Frauen, ins Herz geträufelt. Nun konnte er nichts denken, nichts unternehmen, es sei denn unterm Einfluß weiblicher Gewalten. Selbst seine Leidenschaft zur Musica empfand er nur als Gebot der holdseligen

Euterpe und spielte am Flügel, weil es ihr und den andern Damen wohlgefiel. Es wäre ein schiefer Ausdruck, wollte ich von ihm sagen, daß er durchs Leben ging, wandelte oder auch nur trottete. Nein, Malte Roland stand, wenn nicht gestützt auf eines Menschen Arm, so doch wenigstens auf seinen elfenbeinernen Stab, unsicher im Leben umher und wartete, wohin der erste Beste ihn geleiten werde. So frei war er von jedem eigenen Entschluß, daß er an irgend einer Straßenkreuzung plötzlich stehen bleiben, bald rechts bald links sich wenden, im Kreise und in Spiralen stelzen konnte, bloß weil ihm gerade Niemand vorschlug, welches Ziel sich vielleicht lohnen würde.
Pakete trug er den Damen ungern, doch er tat es. Nur einmal, als er allzu schwer beladen, Caritas Mimi begleitete, trieb ihn ein Dämon, daß er all die Paketeln mit einem Male gelassen niederlegte, mitten auf das Trottoir unter die wogende Menge und darauf an Caritas' Seite nachdenklich weiterschritt. Erstaunt wandte Caritas sich um, verstand ihn, lächelte verzeihend und ließ die Pakete liegen. Während Gassenbuben sich um die Pralinés und die dänischen Handschuhe rauften, bestieg sie mit Malte ein Automobil und stritt mit ihm über die Bedeutung des »Parsifal«.
Letzter Zeit waren seine Gefühle für Mimi immer durchsichtiger, immaterieller, seraphischer geworden. Er lag tagsüber viel zu Bett, umgeben von Damen, die ihm Neuigkeiten erzählten und Malossol-Brötchen strichen, von Freunden, die Neckereien und heiteren Schimpf mit ihm trieben. Am lustigsten war es eine Zeitlang, als er in seinem Toiletten-Zimmer in Verbindung mit dem Gabelfrühstück regelmäßig eine Art von Lever abhielt, Mansuet dazu seine Gedichte parodierte und Caritas ihm bei den letzten Finessen des Anzugs half.
Früher gab es wohl Stunden, wo er unter ihrer Gegenwart in Seligkeit und Pein verging. Da saß er eng an ihren Fauteuil gepreßt, schwelgte mit seltsam erhitztem Ohr in dem Frou-Frou unterirdischer Gewänder, die bewegt von ihren wippenden Füßen, ein verfängliches Madrigal ihm zuzuflüstern schienen, oder er streifte mit den Fingerspitzen wie von ungefähr über eine Falte ihrer Bluse, wodurch sein Nervensystem mit elektrischen Kräften wie eine Batterie sich sättigte, wurde im Antlitz feucht und rötlich, seufzte einige Male bedrohlich auf und stürzte aus dem Salon. Da dieser Anfall sich wiederholte und Malte Roland jedesmal länger draußen blieb, so schlichen Mansuet und der Cyniker des Hauses ihm eines Tages nach, kehrten ebenso heimlich zurück und zeigten dabei komisch entsetzte Mienen.
»Ist unsrem Malte nicht wohl?« erkundigte sich ängstlich Caritas Mimi.
»Sehr wohl ist ihm«, erwiderte Mansuet, »außerordentlich wohl!«
Und weil wir sahen, daß auch er Kongestionen bekam, wenn auch nur vom Zwerchfell aus, so schlichen wir anderen samt Caritas Mimi gleichfalls hinaus und sahen unsere Wißbegier belohnt durch einen sensationellen Eindruck.
Im Triumphe führten wir Malte wieder hinein zum Fauteuil und beglückwünschten die erlauchte Mimi zu der machtvollen, unmittelbaren Wirkung, deren ihre Schönheit so vor aller Augen sich hatte rühmen dürfen.
Das hatte sich früher einmal ereignet. Inzwischen war Mimi zwar immer jünger,

Malte Roland aber weit älter und schließlich ganz leistungsunfähig geworden. Die Hände der Damen wußten wir nur noch pflegend um ihn bemüht. Caritas, wie gesagt, strich ihm Malossolbrötchen und knüpfte ihm die Kravatte. Oft konnte er sich vom Bett nur bis zum Flügel und vom Flügel bis zum Bette schleppen. Dabei mußte Caritas ihn stützen, ihm zuhören, solange er in Tönen klagte, und wenn die Kräfte ihn vollends verließen, sich über ihn beugen, um mit gelind magnetischen Strichen von ihrer schwellenden Jugend ihm mitzuteilen, oder, nachdem sie Koniferen-Duft gespritzt, möglichst sinnlos mit ihm zu zwitschern, wodurch sie dem Verehrer der Natur eine Vorstellung von Vögeln im Walde schuf. Besonders wohl tat seiner sinkenden Temperatur die Kur von heißer Luft aus Mimis glutvollsten Tiefen.

»Meine Seele friert!« so hauchte der Bedauernswerte. »Geh, Caritas, tu mir diesmal noch die Liebe und blase mir deinen Odem ein! Laß mich aus deinem Hexenkessel Labung schlürfen!«

Und Mimi, die Gute, Geduldige blies, obwohl es ihr wahrhaftig kein Vergnügen war. Sie blies ihm heiße Luft zwischen die zuckenden Lippen, über die schlaffen Lider und namentlich in sein edelstes, empfindsamstes Glied, sein Ohr. Er gab der Illusion sich hin, daß seine Kraft als Mann und Künstler sich daraus erneue.

Alle Leiden — und was heißt Leiden anders als Passivität! — regten Caritas selbst zur Tätigkeit, zur leiblichen Ergänzung an. Nie fanden zumal neuropathische Zustände eine selbstlosere Samariterin.

Reich an Gefühlen war sie, doch keineswegs sentimental. Furchtbar konnte sie werden, von einer zähen Grausamkeit, wenn ein Mensch ihr über den Weg lief, der ihr Widerwillen erregte. Das hat sich niemals deutlicher gezeigt, als in dem Falle von Maltes Bruder, dem unausstehlichen Kunz von Roland. Dieser Bursche glaubte sich ihr nähern zu dürfen auf Grund eingebildeter Vorzüge, die in Caritas' Augen nur lächerliche Geschwüre waren.

Kunz von Roland hatte seine hohle Existenz mit drei schäbigen Lappen drapiert: er trat auf als A. H. eines Feudal-Corps, als Reserveleutnant eines Garderegiments und als Salonlöwe. Schon eines dieser drei Prachtgewänder hätte genügt, um Caritas Mimi Übelkeit zu erregen. Doch ließ sie den unglückseligen Kunz zunächst seine Rolle spielen, damit er sie bald um so gründlicher ausgespielt hätte. Er paßte ihr gerade, ein denkwürdiges Exempel an ihm zu statuieren. Es machte ihr Spaß, zerstreute sie ein wenig und erhöhte den Respekt vor ihr.

Kunz Roland tat alles, was in der jeweiligen Saison für tip-top, todchic und fashionable galt und außer diesem tat er nichts. Das wurde sein Verderben. Caritas Mimi richtete seine klägliche Existenz mit Leichtigkeit zugrunde. Sie ballte ihre kleine Faust, spreizte gebieterisch die Fingerchen und — pf! siehe da! Kunz Roland war zu Staub zerfallen.

Ein halbes Jahr genügte, ihn zunächst unrettbar in Schulden zu verstricken. Was nur an verderblicher Verschwendung möglich war, wurde seiner Dummheit suggeriert. So nährte man in ihm die Hoffnung — es war schon die bornierteste von

allen –, daß Caritas Mimi, dieser allersehnte, unerreichbare Preis mit Brillanten zu gewinnen sei. Caritas nahm die Colliers, Bracelets und Diademe von ihm an, warf sie in eine Kiste, die sie zu seiner besonders empfindlichen Nebenstrafe später dem sozialistischen Wahlfonds zur Verfügung stellte, und deutete Herrn Kunz mit ihrem verführerischsten Lächeln an, daß das Gelieferte noch nicht ausreichend sei. Ferner wurde von fünf Kavalieren aus der Crême die Parole ausgegeben, daß Pharao up to date sei. Sie glichen Gewinn und Verlust untereinander aus, bis Kunz das Messer an der Kehle saß und er sich auf den Weg zu einem Hals=abschneider machte, dessen Adresse das Vehmgericht ihm lieferte. Damit noch nicht genug, war Caritas auch auf den moralischen Ruin dieses Gentlemans be=dacht.
Vertraut mit allen Höhen und Tiefen ihrer Stadt, war sie auch auf dem Laufenden über das Treiben einer Gräfin Risorosola, die seit einiger Zeit vielbeflüsterte Kaffee=Kränzchen gab, zu denen ihre vierzehnjährige Tochter Freundinnen aus der höheren Töchterschule lud. Diese Kaffee=Stündchen galten für sehr exklusiv. Doch war jeder persönlich eingeführte Kavalier, sofern er nur jedesmal zwei Doppel=kronen unter seine Kaffeetasse schob, ohne weiteres willkommen. Mimis Freunden war der Verkehr bei Gräfin Risorosola untersagt. Jedoch pflegten sie indirekte Beziehungen und ließen Herrn Kunz von Roland durchblicken, daß jeder Kavalier, der etwas auf sich halte, dort einmal vorgesprochen haben müsse. Das sei tip=top und zeuge von Courage. Ein Attaché des Staates Venezuela führte den arglosen Kunz bei der Gräfin ein. Nicht lange nach genossenem Kaffee, als Kunz gerade noch sein Kragenknöpfchen suchte, explodierte dann der Betrieb mit infernalischem Getöse. Die Schergen des Polizeipräsidenten drangen ein und nahmen unter an=deren Verhaftungen auch die des Kunz von Roland vor. Gräfin Risorosola nebst Tochter ward in aller Stille über die Grenze geschoben, Kunz Roland aber er=stickte im Skandal und entschwand mit ausgeblasenem Lebenslicht.
War das nun niederträchtig von Caritas Mimi? Ja, es war niederträchtig! Meinet=halben! – Eine Perfidie? – Und wenn schon! – Unsere Damen sind doch, weiß Gott, nicht bloß zum Vergnügen da! Auch eine wirkungsvoll durchgeführte Intrigue ist ihrer Reize nicht unwürdig und raubt ihnen nichts von ihrer Glorie, wenn sie selbst darin unantastbar bleiben.
Malte von Roland, der Rückenmärker, sagte:
»Ach, süßeste Mimi, das hättest du nicht tun sollen. Er war doch immerhin mit mir verwandt.«
Mansuet belehrte ihn, daß solchem Ungeziefer gegenüber der stärkste Mann nicht die Kraft habe, etwas auszurichten. Selbst eine tödliche Kugel im Zweikampf hätte Kunzens Position nur noch gestärkt.
Es gibt eben Fälle, wo eine geschmeidige Frauenhand zum allgemeinen Wohl es übernehmen muß, die lästige Wanze zu zerdrücken.

Der verschlafene Garten reckte sich zum Licht, denn es war Mittagszeit. Der alte, fette Rasen sonnte sich. Hier schmiegte er einen Streifen, dort eine Ecke in der liebevollen Strahlen seltene Umarmung, und wo ihm endlich warm und wohlig geworden, da sträubte er die Halme wie ein Kater sein Fell, das er am Herde trocknet. Mitten auf seinem breiten Rücken trug der Rasen die Geißblattlaube, in deren schummriges Asyl noch nie ein Sittenwächter eingedrungen war.

Mit Mansuet zusammen spazierte ich im Geviert herum, die Mauern entlang, und ob wir gleich nichts Verbotenes im Sinne hatten, sondern nur rauchten und den Sonnenschein lobpriesen, so freute es uns doch, daß diese rissigen Wände weder Augen noch Ohren hatten, und Niemand uns belauschen konnte als etwa Caritas Mimi, falls sie aus ihren Gemächern auf uns herniederblickte.

Ihren Eingang hatte die Laube der hinteren Brandmauer gegenüber. Wenn wir daran vorüberschlenderten, so streiften unsre Blicke mit Andacht und Zärtlichkeit die holde Tasja, die darinnen auf einem Feldstuhl saß, ihre Lieblingspuppe neben sich gebettet, mit erhitzten Wangen in ein Buch vertieft. Ihr Fingerchen folgte den Zeilen, ihre gespitzten Lippen flüsterten den Text.

»Nun ist mir doch beinahe«, sagte Mansuet, »als müßt ich mich wieder einmal hineinschleichen in die gute verschwiegene Laube. leise ‚Caritas' rufen, ‚süße Caritas Mimi!', das Buch ihr entwinden und altvertrauten Unfug treiben.«

»Du findest, daß man Mutter mit Tochter verwechseln könnte?«

»Nicht das! Bei einer wohlgeratenen Mutter ist die Tochter stets das vollkommenere Teil. Ob wirklich etwas dran war an der Mutter, wird die Tochter erweisen. Tasja ist nichts als gesteigerte Caritas. Niemandem gleicht Tasja als ihr.«

»Und ein wenig dir selbst, Mansuet.«

»Das bildest du dir ein, aber du siehst es nicht. Niemand sieht dergleichen, und auch ich glaube wahrhaftig nicht daran.«

»Sie hat deine Art, aufzuschnellen und sogleich wieder in den Traum zurückzusinken, deinen stürmischen Tonfall und deine Gleichgiltigkeit gegen alles Reale.«

»Alles s c h e i n b a r Reale! Vielleicht hat sie es gelernt von mir, sicher nicht geerbt. Als Knabe hatte ich Ehrfurcht vor der Wirklichkeit. Aber irgend einen Unglauben muß der Mensch doch haben! Besser ließen wir sie am Leben zweifeln als an ihrem lieben Gott.«

»Sind schlanke, weiße Glieder keine Wirklichkeit? Ist Caritas Mimi nur ein Phantom? War sie unwirklich damals, als du in der Laube ihr das Buch entwandest?«

»Ja, das war sie. Nichts als Phantom damals wie heute. Eine Verheißung, ein Sinnbild, ein Gedankenspiel und ein ewiger Zweifel am Gegenwärtigen. Nimm als Beispiel von ihr, was du willst. Nimm ihr Köstlichstes: das dreimal gestammelte ‚Nein!', die atembeklemmende Fermate und dann ihr kurzes blinkendes Lachen, das sie wie eine Handvoll Perlen in die Gluten warf. Oder denk an die Gabe, die sie für dich bereit hielt, für dich allein! Ein Bild, eine rosige Statue der Anadyomene, einen Rausch von Licht, einen Akkord von Bewegungen, das Gekräusel

des Wasserspiegels um ihren Fuß, sprühende Tropfen auf Brust und Nacken; den Griff, mit dem sie ihre Flechten löste, dazu vielleicht Musik von zwei, drei feinen Worten, nimm dazu deine jähe Sehnsucht, die den Jubel erstickte – und alles dies verklungen, verweht wie der Gespensterruf der Memnonssäule! Zuvor peinvolles Wünschen, darnach aber Schatten und Trümmer der Erinnerung, und jede Wiederkehr ins Paradies nur eine trübe Irrfahrt nach dem Unwiederbringlichen, das in Wahrheit niemals lebte, weil es nicht einmal im Gedächtnis Form gewinnt.«
»Mir blieb es, Mansuet! Ich habe es in einen Kleinodschrein gelegt, den ich zu geweihter Stunde öffne, um das Erlebte wie einen Spiegel vor mich hinzuhalten, mich zu bespiegeln als ein eitler, doch auch als ein dankbarer Narr, zufrieden mit einem Nichts, froh über den Schein.«
»Klingt es, als ob ich ihr undankbar wäre?« rief Mansuet mit Stolz. »Sprach ich im Eifer wie ein Ehemann, der auf Rechte pocht? Nein, ich nahm alles von ihr nur als unverdiente Güte hin. Ich habe nie etwas für sie getan, als daß ich eine Treue hielt, die ich von ihr aus nie verlangte. Und glaub mir: Treue, die jedwede Freiheit zugesteht, kettet Mensch an Menschen fester als die rostige Kette der Pflicht! – Als sie Kind war in Tasjas Alter, da haben wir uns Puppenstuben gebaut, indem wir Decken über Tisch und Stühle hingen, uns darunter zu verkriechen. Diese Puppenstuben wurden bald genug zu Schlupfwinkeln und Höhlen erweitert, in denen der Räuber seine Prinzessin barg. Ich habe geschwiegen, wenn die Prinzessin zuweilen den Herrn der Höhle vertrieb und dafür Polizisten zu sich lud. Von da ab hat sie mich stets zu sich zurückgerufen und hat mich schmunzeln gelehrt über ihre Streiche, die ich anfangs mit Tränen benetzte. Als junge Dame auf den ersten Bällen hat sie mich dann lange Zeit in den Winkel gestellt und doch niemals vergessen. Beim Kotillon und wenn ich sie zu Tische führte, ließ sie von meinem Seitensprüngen sich erzählen, ermunterte mich auch zu immer heftigeren Taten und hegte viel Sympathie für die Nebenbuhlerinnen, mit denen ich sie vergebens zu reizen versuchte. Gern lieh sie mich aus an alle Welt in ihrer großen Gefälligkeit; doch nie versäumte sie, mich als ihr Eigentum zu behandeln, mich zu verwenden, wenn sie meiner bedurfte. Dann griff sie nach mir als nach dem liebsten Spielzeug ihrer Kinderzeit, verschleppte mich in irgend einen Winkel und sagte: »Komm, Tanzbär, Tausendkünstler, Lüdrian, wieder einmal ist es an der Zeit! Die andern machen Tick-Tack, gleichmäßig und regelrecht wie eine Standuhr. Mit dir allein kann ich unregelmäßig leben.« Und immer mußte ich auf neue Wunderwerke sinnen, um sie zufrieden zu stellen und ihren Appetit auf unsere reich besetzte Tafel neu zu entflammen.«

Pampila

Tasja hatte ihr Buch zusammengeklappt und rief uns zu sich in die Laube. Zwischen uns geschmiegt, fragte sie, ob uns schon einmal ein Gespenst erschienen sei.
»Ja«, antwortete ich ihr. »Unsereiner redet mit Gespenstern Tag und Nacht.«

»Und jene Gespenster, die als Menschen unter uns wandeln«, fügte Mansuet hinzu, »sind die unheimlichsten von allen.«
»In meinen Märchen hier«, erzählte Tasja, »kommen nur solche vor, die früher einmal Menschen waren. Ich begreife nicht, warum man sich vor denen fürchten soll; denn sie erscheinen doch immer nur, tun nichts Böses, sondern spektakeln höchstens. Daran erkennt man sie und kann sich vorsehen.«
»Die lebendigen aber . . .?« Mansuet grinste grimmig in sich hinein und blickte sich dann plötzlich furchtsam um.
»Ja, nicht wahr?« flüsterte Tasja mit heiligem Ernst. »Ich ängstige mich auch viel mehr vor den richtigen Menschen, weil ihnen niemals die Wahrheit anzusehen ist. Räuber und Mörder gibt es darunter, die sich unterm Torweg auf kleine Mädchen stürzen. Draußen geht man an ihnen vorüber und weiß es nicht.«
»Wenn sie schon äußerlich verlumpt daherschwanken, so ist das eine Redlichkeit, die uns beruhigen kann. Wirklich grauenvoll sind aber die Hunderttausende, die gar nichts weiter als nur lieblos sind und zu all ihren kleinen bösen Spielen eine harmlose Miene machen. Wenn eine Nachbarin von der Schulbank dich heute als Freundin umarmt und morgen dir den Rücken kehrt, du fragst betrübt, weshalb, und sie schweigt verbissen, sie weiß es vielleicht nicht einmal, dann hockt der gefährlichste Kobold schon hinter ihrer Stirn, und du mußt dich zeitlebens vor ihr hüten, denn es ist eines von jenen Gespenstern, die lebendige Herzen zerreißen.«
»Es gibt solche. Die eine beschimpft mich, seit ich das violette Haarband trage, die andere verlangt, daß meine Kleider bis zu den Knieen reichen, die meisten sind erbost, weil ich anders rede als sie, und ich rede doch nicht anders als Mama.«
»Du mußt dich an die Buben halten. Die wissen dich besser zu schätzen.«
»Oh, die sind freilich lieb zu mir. Sie schleppen mir die Schultasche und haben mich schwimmen gelehrt. Dein kleiner, schwarzer Vetter, Mansuet, hat einen Tritonen vorgestellt und unter wildem Gesinge mich auf seinen Rücken quer über den See getragen.«
»Er ist ein Prachtbursch. Nur mußt du ihm zuweilen die Peitsche zeigen, damit er nicht über die Stränge schlägt.« –
Tasja sprang auf und trieb mit den Sprüngen der Gazelle ihren Reifen über das Gras.
Schön und still war diese Mittagsstunde. So eng fühlten wir uns miteinander befreundet, wir Drei, einig in der Hingebung an Caritas, einig in Verachtung der Welt, die dort draußen hinter den fensterlosen Mauern frech und lärmend sich spreizte.
Ach, es war die letzte warme Mittagsstunde dieser festlichen Zeit! Schon hatte das Unheil Mimis Schwelle hinter sich; mit klobigen Tritten stapfte es durch ihr Boudoir. Soeben betrat es an der Seite unserer arglosen Herrin die Terrasse und glotzte auf uns herab.
Doktor Pampila war es, der sich eingedrängt hatte und aufgenommen worden war, wie denn Caritas Mimi einen Jeden willkommen hieß, mochte er sein, was er wollte,

wenn er nur irgend eine Idee als Banner entfaltete, etwas Flatterndes, das sich den Anschein von Geist und Tatkraft gab.
Caritas trat zu uns und stellte Doktor Aloys Pampler vor.
Wie soll meine Schilderung seiner Scheußlichkeit gerecht werden! Ein viereckiges Trampeltier mit Quadratschädel, Wurstfingern und kurzen Beinen pflanzte sich da auf, spreizte die rechtwinklig gekrümmten Ellbogen vom Wanste ab und wölbte eine zweifellos zottige Männerbrust. Der rote Hals zeigte vorn einen ausgebildeten Bierknoten und fiel hinten in zwei Fettwulsten über den Umklappkragen. Dazu redete er in rauhen Stentortönen von dem Ideal seiner sozialen Aufgabe, das er der Frau Baronin schon oben näher erläutert habe.
Mansuet und ich fanden ihn vom ersten Augenblick an überaus widerlich. Tasja musterte ihn von oben bis unten mit einem so unverhohlenen Abscheu, wie nur die unbestechlichen Kinder ihn auszudrücken wagen. Sie faltete die Hände auf dem Rücken, als er ihr gönnerhaft seine Pranke bot, rümpfte und blähte das Näschen, schüttelte sich und lief davon.
Von Beruf war Doktor Pampler, wie aus seinen weitläufigen Darlegungen hervorging, Versammlungsredner, nicht mehr und nicht weniger. Er zog unterm Trompetengeschmetter der Zeitungen durch die deutschen Lande und rief die gebildeten Klassen zur Erziehung der ungebildeten auf.
»Wir Gebildeten haben heilige Pflichten gegen das Volk! Was hilft dem vierten Stand seine politische Fraktion! Es ist nur eine einseitige, äußerliche Vertretung. Wer gibt sich aufklärend und sittlich fördernd mit den Bauern, dem Mittelstande und vollends mit dem fünften Stande ab! Allseitig und von innen heraus muß mit der Reform begonnen werden. Die kernige Ursprünglichkeit des Fühlens muß dem Volke erhalten, sein Denken aber geklärt und bereichert werden. Es gilt einen Kampf gegen Unwissenheit und Verkommenheit . . .!«
»Lassen wir es doch dabei, das wackre Volk!« unterbrach Mansuet trocken die Redeflut. »Unwissenheit ist bekömmlich, und in der Verkommenheit sitzt sichs warm.«
Doktor Pampler schleuderte ihm vernichtende Blicke zu und bekam einen roten Kopf.
»Sie, meine Gnädigste«, wandte er sich an Caritas, »wissen sich eins mit mir. Das Herz einer schönen Frau wird immer warm für die Veredelung der Massen schlagen.«
»Sie überschätzen mich«, erwiderte Caritas belustigt, »immerhin ist es eine Bewegung, die Sie da hervorgerufen haben, und einer Bewegung schaut man mit Vergnügen zu, ob man nun ihre Ziele billigt oder nicht.«
»Billigen Sie nicht den Aufschwung unserer Volksgenossen, unserer Brüder? Die Verbreitung der Schönheit unter den Ungebildeten?«
»Möchten doch die Gebildeten erst bei sich selbst beginnen!« konnte ich mich nicht enthalten einzuwerfen.
Doktor Pampler schob mich mit einer breit ausladenden Oratoren-Geste zu den hoffnungslosen Drohnen.

»Ich und meine Freunde«, sagte Caritas, »verstehen vom Volke ebensowenig wie von Erziehungsfragen. Wir fühlen uns so schwach, besonders allen Massen gegenüber, daß wir froh sind, wenn das Volk nicht probiert, uns zu maßregeln und zu erziehen.«
»Aber Ihren Beistand sagten Sie mir doch schon gütigst zu, Ihr Protektorat, Ihren Einfluß in der Gesellschaft und Ihre finanzielle Unterstützung?«
»Ja gern, Herr Doktor; denn ich hoffe, daß Ihr Wirken in unserer Stadt einiges Ärgernis stiften wird. Und nichts ist erquicklicher als ein Ärgernis in der offiziellen Welt. Seien Sie versichert, wir treten morgen Abend beifallsfreudig in Ihrer Versammlung an. Ich und alle meine Freunde« — sie blinzelte uns ermunternd zu — »soviel ich zusammentrommeln kann. Eine wirkungsvolle Claque soll organisiert werden. Für zwei Wochen verbürge ich Ihnen hier das Interesse des Publikums.«
Doktor Pampler nahm diesen Sieg der guten Sache als selbstverständlich mit Würde in Empfang. Er schnaubte vor Genugtuung wie ein feuriges Zirkus-Pferd, wenn es in die Arena springt. Mit dem Versuch eines Kompliments von chevaleresker Klangfarbe küsste er schallend Caritas' Handgelenk. —
Noch im Laufe des Tages zog Caritas Mimi Erkundigungen über ihn ein. Sie lauteten abschreckender als wir erwartet hatten: Doktor Pampler, ursprünglich Reallehrer, sei ein geschätzter Pädagog. Ein durchaus anständiger Mensch, ein vollkommener Ehrenmann von sittlichen Fond und idealer Veranlagung, lebe er nur dem Ausbau seiner hehren Gedankenwelt und einer kühnen Propaganda für die Sache der Volksveredelung.
Wir alle beschworen daraufhin Caritas einstimmig, solch ein Individuum unverzüglich fallen zu lassen und ihm künftig ihre Schwelle zu verbieten. Sie aber lachte uns nur aus, schalt uns eifersüchtig und erklärte, sich schon lange nach einem verdrehten Kauz gesehnt zu haben, dessen geschwätziges Treiben zur Anregung und Erheiterung diene. Wir anderen seien Mumien, Pampila dagegen ein regsamer Hanswurst, mit dem man wenigstens noch streiten und seine Gäste unterhalten könne.
So fügten wir uns denn und begleiteten Caritas Mimi schweren Herzens in die Versammlung, deren blödsinniges Thema lautete: »Über Erziehung des Volkes zu Bildung und Schönheit.« Berichterstatter: Herr Doktor Aloys Pampler, Pädagog.« —

Bock
Dieses Meeting nahm einen imposanten Verlauf. Pampila stand reckenhaft am Katheder, zwischen Manuskripten und einer Maß Bier ganz in seinem Element. Gleich den Wogen der Meeresbrandung rollten seine mächtigen Phrasen mit Gebrüll und Schaum wider das Publikum an und ersäuften es in Begeisterung. Die Claque raste, hingerissen und doch fest im Takte. Mansuet rief: »Bravo! Bis! Bis!« Malte Roland stampfte mit der Elfenbeinkrücke die Dielen. In die Diskusion wurden nur sichere Leute eingelassen: ein Journalist, ein liberaler Pastor und zwei Studenten der politischen Ökonomie, die sich scheinbar befehden mußten. Zum Schlusse

ward eine Adresse an den Kultusminister und eine klangvolle Resolution beschlossen, der »Lutherbund« mit Jahresbeitrag von einer Mark gegründet und »Zwanglose Blätter für völkische Kultur« unter die Menge gestreut. Darauf vereinte uns, die Gründer und Protektoren, ein Bankett in der Apollo-Halle, wobei auch der Plan eines Bazars erwogen und beliebte Künstlerinnen des Schauspielhauses zur Mitwirkung herangezogen wurden.

An der Tafel saß Mimi zur Rechten des gefeierten Pampila, ich selbst den Beiden gegenüber. Nach zwei Stunden war Pampila betrunken und händelsüchtig; während Caritas sich allmählich zu besinnen schien. Bleich und unruhig wartete sie auf die ernsthaften Folgen ihrer jüngsten Bekanntschaft, und sie traten ein, vorerst in Gestalt einer Indiskretion.

Pampila rückte der Mimi immer näher auf den Leib, warf Brotkügelchen in den Busen-Ausschnitt und entwickelte auch sonst eine hahnebüchene Galanterie. Eifrig bemüht, zwischen sich und Mimi engere Beziehungen herzustellen, kam er auf Familienverhältnisse zu reden und offenbarte, was er in nüchternem Zustande wohl noch verschwiegen hätte, daß er Neffe und einziger Erbe von Mimis Vormund sei. Eine Mitteilung, die auf unsre Dame offensichtlich übel wirkte. Denn sie schwieg, wie erstarrt in plötzlichem Schrecken, kam aber später zweimal darauf zurück, ohne daß Pampila sich näher darüber ausließ als mit einem vielsagenden Geräusper.

Dieser Vormund, ein Justizrat namens Bock, war vor einigen Jahren mit Tod abgegangen und hatte dem äußeren Anschein nach im Leben seines Mündels nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Mansuet, nach dem Verschwinden des Baron Leopold Salvator zum Vormund für Tasja bestellt, kam mit seinem Amtsvorgänger aufs Beste aus; das heißt, er vergnügte sich ebenso wie Caritas Mimi daran, dem Justizrat moralische Fußtritte zu versetzen, eine Umgangsform, die nur auf fettem Sumpfland zu gedeihen pflegt.

Mit der Natur und allen Verhältnissen Mimis von früh auf eng vertraut, zu ihrer Überwachung dienstlich angestellt, hatte Bock ihr zunächst von Gottes und Rechts wegen allerhand Verhaltungsmaßregeln diktiert, und es scheint, daß Caritas Mimi, um diese höchst lästige Gewalt, die einzige, die ihr den Weg versperrte, zu brechen, kein besseres Mittel wußte, als sie ins Grenzenlose zu erweitern. Eine so freiwillig dargebotene Unterwerfung hätte kein Edelmensch auf die Dauer abgelehnt, geschweige denn Justizrat Bock, der nur ein schwacher Diener des Gesetzes war. Dadurch, daß er eine unerlaubte Herrschaft antrat, ward er zum Sklaven und gefügigen Werkzeug seines listigen Mündels. Und als nun in der Folgezeit die Existenz von Caritas Mimi sich in jenes eigenartige Doppelleben spaltete, indem sie, gewandter als Herkules, es am Scheidewege ermöglichte, beide Straßen im Zickzack zu wandeln, sowohl die des äußeren Anstandes, als auch zugleich die des innerlichsten Vergnügens, zog sich Herr Justizrat Bock auf einen rein passiven Zuschauerposten zurück, künftig um keinerlei Gesetzesbestimmungen mehr besorgt, als um die eines gewissen Paragraphen 174.

Doktor Aloys Pampler schien nun allen Ernstes gewillt, die Erbschaft seines Oheims in vollem Umfange anzutreten und nistete sich demgemäß bei Caritas Mimi als Hausfreund ein. Der Odem Pampilascher Ehrenhaftigkeit verpestete unsere Räume. Es duftete darin nicht mehr nach Mimosen und Heliotrop, sondern nach verschwitztem Kraftbewußtsein und müffigem Anstand. Seine anständigen Gesinnungen schleppte Pampila wie unausrottbares Ungeziefer ein; sie krochen schleimig über alle Kissen und zwickten uns, wenn wir plaudern wollten. Einige davon wuchsen sich zu greulichen Ungetümen aus und wurden von ihm selber als Leidenschaften bezeichnet. Sehr stolz war Pampila auf seine Männlichkeit. Er führte sie uns vor mit Gebrüll und Gestampf und erwartete, daß man sie bewundern solle. Er rühmte sich seines Jähzorns wie manche Frauen ihrer Schwachheit, um anzudeuten, daß ein Versuch damit willkommen sei. Es belustigte uns zwar, ihn zu reizen, weil er dann sofort seinen grotesk karmoisinroten Kopf bekam und sich mit den Wurstfingern nervös durch den Schopf und den gelben Rundbart fuhr, aber zugleich waren solche Auftritte auch bedrückend durch ihre Häßlichkeit und ermüdeten Caritas, die unter Pampilas beständiger Gegenwart namenlos litt.
Hatte doch seine männliche Leidenschaft in Ermangelung anderer Ziele sich auf Caritas Mimis Reize geworfen und belagerte sie als ein feuerspeiender Drache. Anstatt in seinem Furor teutonicus mit sämtlichen Standbildern der Germania kleine Volks-Putten aus Blut, Schweiß und Eisen zu erzeugen, wozu er doch offenbar von Wotan berufen war, versteifte er sich auf die gigantische Geschmacklosigkeit, eine Caritas Mimi zu bezaubern, als brünstiger Hengst vor ihr zu tänzeln und zu bocken.
Arme kleine Mimi! Wie matt und bleich ward sie in jenen Tagen! Wie unruhig, hilfesuchend blickte sie sich nach ihren Freunden um; wenn der Bierbaß jenes vierschrötigen Scheusals zu erdröhnen begann und nach der Steigerung ins Doktrinär-Fanatische regelmäßig den Abstieg in ein zudringliches Guttural-Gesäusel unternahm! Ach, niemand konnte ihr helfen, selbst Mansuet, der Vielgewandte, der auch der Nächste dazu war, durfte nichts für sie tun, mußte den Kerl, den mit zwei Worten zu vernichten und in sein geliebtes Volk zurückzustoßen ein Leichtes gewesen wäre, mit Handschuhen anfassen und tatenlos einer ungewissen Entwicklung entgegensehen. Denn Caritas Mimi fühlte sich verstrickt in ihres Wandels kreuz und quer geknüpfte Maschen. Der alte Bock, zu Lebzeiten geknebelt, nahm nun nach seinem Tode schändliche Rache, kassierte durch seinen Erben unbeglichene Schulden ein.

Die Freunde

Es war nicht mehr möglich, bei Caritas vorzusprechen, ohne daß man Doktor Pampler in den Klubstuhl hingeflegelt fand.
Einer nach dem andern von uns Freunden ist schließlich ausgeblieben. Treulos sind wir Caritas nicht geworden, aber unsere Treue sann auf andere Wege.
Am Vorabend der Katastrophe haben sich alle noch bei mir versammelt, um zu

erwägen, wie die Unglückselige zu befreien wäre. Lange warteten wir vergebens auf Mansuet; da habe ich denn den Kriegsrat eröffnet."
Soweit war die Belagerung der Veste schon gediehen, daß Pampila mit unverhüllten Drohungen zum Angriff überging. Wir wußten, daß er vom Bade der sittlichen Wiedergeburt geredet und sich verschworen hatte, die Luft von Miasmen zu reinigen. Jetzt auf einmal wollte er bei denen beginnen, die er mit Respekt »die Gebildeten« nannte, und dem deutschen Volke ein abschreckendes Beispiel von der Verderbnis der hyperkultivierten Gesellschaft vorführen. Aber vielleicht würde ein zerknirschtes Schuldbewußtsein — so hoffte er — noch in letzter Stunde freiwillig die Folgen sittenloser Lebensführung ziehen. Worin diese wohltätige Sühne zu bestehen habe, darüber ließ er Caritas Mimi nicht im Unklaren. Er, Doktor Aloys Pampler, schlug sich selber als Werkzeug der Entsühnung vor."
Kastor, als Einflußreichster zuerst befragt, war hoffnungslos.
»Nichts zu machen!« sagte er, nachdem er sich den klugen Kopf zermartert. »Nichts zu machen! Er hat das Gesetz und die gute Sitte auf seiner Seite. Wider den Anstand ist nicht anzukommen.«
Pater Henning stand dem Anstand skeptischer gegenüber. Bei ihm pflegte Caritas zweimal im Jahr zu beichten. Er mochte die Verhältnisse wohl noch klarer durchschauen als Mansuet:
»Der Anstand und die Ehrenhaftigkeit kommen für mich, den Kleriker, gottlob nur als tönendes Erz und klingende Schelle in Betracht. Wir anerkennen als einzigen Imperativ die kirchliche Norm. An den Anstand seid ihr Beamten, an die Ehrenhaftigkeit ist der Leutnant gebunden; es sind unbestimmte, kindische Begriffe, gut genug, um vor der Öffentlichkeit Fangball damit zu spielen. Gilt es Ärgernis zu vermeiden, so schlagen unsere kirchlichen Begriffe die bürgerlichen gern und leicht in Trümmer.«
»So schlage zu!« riefen wir durcheinander. — »Mit welchen Waffen? — Erteil uns also Deinen seelsorgerischen Rat!«
»Jeder an seinen Posten! Ich selbst werde Caritas ermahnen, standhaft zu sein, werde ihr den Schutz der kirchlichen Oberen sichern, werde unsere Blätter instruieren, daß sie dem Raubtier in die Flanke fallen. Kastor muß sich der Polizei bedienen und den Journalisten vom sogenannten führenden Organ zum Rückzug blasen.«
»Ist selbstverständlich schon geschehen«, erwiderte Kastor. »Frontwechsel bleibt des führenden Organs vornehmlichster Beruf. Es hat in Sachen »Pampler und Lutherbund« binnen vierzehn Tagen bereits dreimal die Ansicht auf höheren Befehl geändert. Aber wenn morgen ein Kretin dem Chef-Redakteur erklärt, daß Pamplers Volkstümlichkeit im steigen sei und zum Beweise dafür ein Inserat aufgibt, so rufen seine Kulis von neuem Hallelujah!«
Auch Malte Roland führte seine bescheidene Kraft ins Treffen:
»Mir erscheint vor allem wünschenswert, daß er von oben her unmöglich wird, kurzerhand hinausgefegt aus allen Salons, in denen er Fuß zu fassen suchte. Ich

werde schleunigst bei meinen Damen vorfahren und kundtun, daß er im Begriffe ist, sie alle mit einem Presse-Feldzug zu kompromittieren.«
Ich selbst erbot mich zu noch kräftigeren Mitteln, deren Natur ich jedoch nicht anzudeuten wage, da sie auf das öffentliche Sittlichkeitsgefühl eines geneigten Lese-Publikums allzu befremdlich wirken würden. Genug, daß Kastor sie für durchschlagend hielt, jedoch nichts damit zu schaffen haben wollte, und Pater Henning mir dafür im voraus Absolution erteilte.
Da trat Mansuet herein und warf uns alle schönen Pläne über den Haufen.
»Um Gotteswillen, rührt Euch nicht!« rief er verzweifelt aus. »Soeben war ich bei ihr. Es ist zu spät. Der Hallunke war flinker als wir. Er hat sie in seinen Klauen und fletscht ihr die Zähne mit einer so unheildrohenden Grimasse, daß sie jetzt völlig zusammengebrochen ihm zu Füßen liegt. Bis morgen schon muß es sich entschieden haben, ob sie den roten Hahn auf dem Dache haben will oder an Leib und Seele Pampilas scheußliches Brandmal.«
Jede weitere Frage, jeder letzte Zufall, ja selbst der Ausbruch des Entsetzens erstickte zwischen unsren Zähnen. Es wurde eiskalt im Raum und totenstill. Draußen vor den Scheiben aber zog ein Geräusch vorüber wie das Kichern der runzligen Atropos, die an den nachdenklichen jungen Herren dieser Zeit ihre besondere Freude hat, weil wir vor lauter tändelnder Betrachtung nie mehr dazu gelangen, ihre Fäden zu verwirren.
Was haben wir nach dem ersten Schrecken nicht alles durcheinander geschrieen! Wozu doch? Um uns mit Entschlüssen zu betäuben, mit Schattenbildern erlösender Taten uns anzufeuern, während der gesunde Instinkt des Mannes aus dem Volke sein Schäfchen längst im Trocknen hatte.
»Handgreiflich müssen wir ihm an den Kragen!«
Ja, so ruft man stets, wenn der Verstand zum Teufel ging.
»Als ich ihn im Hausflur traf,« erzählte Mansuet, »habe ich ihm vorgeschlagen, zu probieren, wer von uns beiden zuerst die Treppe hinunterfliegt. Er war bereit dazu, doch teilte er mir mit, für den Fall, daß ihm was Übles widerführe, lägen bei seinem Vertrauensmann allerhand Briefe und Dokumente zur Veröffentlichung bereit.«
»Wer noch einer Hoffnung fähig ist,« schloß Mansuet, »der setze sie auf die Riesenkräfte einer Frau wie Caritas Mimi, wenn sie Amok läuft mitten durch die moralische Entrüstung und durch den Skandal.«

Pater Henning

Tags darauf ist es also geschehen, das lächerlich Widersinnige, das Entsetzliche. Caritas, deren Abscheu vor einer persönlichen Gemeinschaft mit dem Tiere Pampila ebenso tief und unüberwindlich war, wie ihr Abscheu vor öffentlichen Händeln, hat sich entschlossen, die Kurve ihres Wandels vor dem Niedergange abzubrechen und auf einem andren Stern neue Lebensbedingungen zu erwarten. Sie hat sich in ihre Spitzen gehüllt, hat ihre Schleppe aufgenommen und ist mit den

Allüren einer großen Dame, der diese minderwertige Gesellschaft nicht mehr paßt, davongerauscht. Sobald ein Aufenthalt in der Heimat anfängt, beschwerlich und mesquin zu werden, besteigt man den Expreß und fährt ins Ausland, irgendwohin. Da jedoch der gesamte Erdball nur einer klatschsüchtigen Kleinstadt ähnelt und selbst andere Kontinente der Baronin Lottermoos nicht mehr den gewohnten Komfort versprachen, so zog sie es vor, auf einen andern Planeten, eventuell auch in die ruhevollen Gefilde Nirwanas zu verreisen. –

Ein letzter widerwärtiger Auftritt blieb ihr nicht erspart. Pampila, bei aller Borniertheit mit der richtigen Witterung für entgehenden Gewinn begabt, suchte rasch noch seine körperlichen Kräfte an ihr zu erproben.

Er trat, um möglichst imposant zu erscheinen, zur Visitenstunde um einhalb ein Uhr in zugeknöpftem Gehrock bei Caritas an. Da sie ihm die Tür wies, so drängte er sich kurz entschlossen ein und verriegelte diese Tür. Er muß Mittel zur Hand gehabt haben, Caritas zu verhindern, daß sie den Dienstboten klingelte. Nur Tasja war gerade bei ihr und wurde, wie sie erzählt, von Pampler mit Gewalt ins Nebenzimmer gesperrt. Dort hat die Kleine eine fürchterliche Viertelstunde hindurch flehend und weinend um ihrer Mutter Geschick auf der Schwelle gelegen, und als sie das Flüstern und Keuchen erbitterten Streites vernahm, mit ihren zarten, schwachen Gliedern versucht, das trennende Schloß zu sprengen.

Dann ist Pampler davongestürmt. Es ist ganz still geworden. Auf keinen von Tasjas zärtlichen Rufen hat ihre Mutter mehr geantwortet. Da hat das gepeinigte Kind die Besinnung verloren. Mansuet hat sie später noch immer regungslos auf der Schwelle vorgefunden und in ihr Bett getragen. Und als sie des Abends aus langer Ohnmacht endlich erwachte, war sie verwaist.

Auch Caritas wurde noch einmal für etliche Stunden ins Leben zurückgerufen. Die Brutalität der Berufspflicht zwang den herbeigerufenen Arzt, mit Medikamenten ihren Todesschlaf zu unterbrechen.

Sie wußte kaum noch, was alles geschehen war und welche Fahrt sie eigentlich angetreten hatte. Aber sie benutzte den Aufenthalt, Pater Henning zu empfangen, der ihr die Sterbesakramente reichte. Pater Henning kannte ja ihre holden Sünden aus Erfahrung und hatte sich für seinen Teil vom Prior bereits die Absolution geholt. Die gab er nun weiter an Caritas Mimi. Es wäre ihm schmerzlich gewesen, hätte die süße Mimi nicht einmal in dieser religiösen Form Abschied von ihm genommen.

Andächtig und aufs Höchste befriedigt, kehrte er von diesem traurigsten aller Tête-à-Têtes zurück zu uns, die wir im Vorzimmer versammelt waren.

Wir bezweifelten die Innerlichkeit und Übernatürlichkeit ihrer Reue im Sinne des Sakraments. Doch Henning beruhigte uns, indem er versicherte, daß für eine echte Frau nur eins in der Welt leichter sei als sündigen, nämlich dies: ihre Sünden von Herzen zu bereuen. –

Unser Kreis, nur durch Caritas Mimi zusammengehalten, ist längst zerfallen. Auch Pater Henning habe ich nicht wiedergesehen. Er bereute nunmehr mit Recht

alles und jedes; denn seine weltliche Existenz hatte den letzten Reiz verloren. Er begrub sich in seinem Kloster.

Nur einmal trat er noch hervor, als es galt, über die Zukunft unsrer geliebten kleinen Tasja zu entscheiden. In dem an sich gleichgiltigen Rachekrieg, der nach Caritas Tode zwischen Pampila und Mansuet entbrannte, wurde letzterem die Vormundschaft über Tasja entzogen. Pater Henning, unparteiisch und für des Kindes Zukunft sicher nur wohlwollend und aufrichtig besorgt, erreichte, daß man sie zu den Englischen Fräuleins schickte. Er dürfte wohl auch durchsetzen, daß sie dort bleibt und zum Schleier gezwungen wird. Denn Pater Henning war stets der Überzeugung, daß es für liebereiche Mädchenseelen nur zwei Sphären irdischer Seligkeit gibt: einer sündigen, die sich am Leben ohne Unterlaß berauscht, und einer asketischen, die auflodernd aus der Brunst zum Seelenbräutigam, Welt und Leben ganz vergißt.

PAUL WIEGLER: DEUTSCHE POLITIK

Hyperions Klageruf zu Bellarmin darf uns seine Trauer nicht einflößen, nicht mehr gleichen wir dem Wanderer, der den Gram über die Realität in das schwebende Bild gefaßt hat: »Wie ein ungeheurer Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohen und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns wie die nackten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte und Nachts drauf im Feuer aufging.« Verblutet sind die Erstlinge, deren Sinn umschleiert war. Zufall, Zwischenfall, Abenteuer, hat Bismarck die Welten getrennt. Plötzlich ragte in unsre Sphäre eine Gewalt, die das von Burckhardt umschriebene, holden Trugs befreite, grausame System der Polis wieder heraufgeführt hat: ein zwingendes Individuum, dessen Liebe und Haß entfesselt sind, furchtbare Klüfte, eine Tyrannis, die das Unerhörte leistet oder frevelt, die Gegenmittel der Feldherrnprozesse und des Ostrazismus. Dann war es, als habe die Nation sich in der einzigen Hervorbringung erschöpft, als sei sie auf Dezennien unfähig, sich zu erneuern. Sie lebte nur, so lange Bismarck über sie und Europa gebot: ein zweiter Verächter der Ideologie, ein Mensch mit ursprünglichen Instinkten, dem Dunkel verbarg, was er selber nicht schauen konnte.

Kein Unterschied ist heftiger als der zwischen seiner agonalen Natur, der er leidend sich abgetrotzt hat, und dem Glauben der Bürger von ihm. Verzweifelnd lag er in Petersburg, bevor er die preußischen Deputierten unterwarf; den Abschlüssen in Nikolsburg und Versailles wohnte er von Weinkrämpfen erschüttert bei und vom Zorn des Zweifels. Peripetien der Wildheit hatte er wie Napoleon zu Campo Formio. Er war ein Revolutionär mit im tiefsten gebundenem Wesen, ein Vates mit leidenschaftlich tobender Ahnung – in Einsamkeit schlaflos ersann er sich imaginäre Debatten, brachte sie zu Papier, fand sie morgens entwertet – und ein Ahnungsloser, der Gefahren nur dadurch obsiegte, daß er in seiner Dumpfheit sie nicht bemerkte. Er war kein Reindeutscher nach den nebulosen Prinzipien des Rembrandtbuchs oder der schlechten anthropologischen Romantik, aber der leibhaftigste Ausdruck unsrer barocken Maßlosigkeit, der Helle und Harmonie verschlossen sind. Er ist ein Problem vom Range Wagners und hat das Reich hinterlassen.

Günstigere Chancen als je hat damals Nietzsche für solche erhofft, die sich einen starken Willen bewahrt und angezüchtet hätten mit einem weiten Geist. Der Kanzler zeige ebenso wenig als Friedrich der Große und Schopenhauer jene deutsche Einfalt, die den Ausländer an unseren besten Köpfen, selbst an Goethe, überrasche. Er freute sich der militärischen Gestaltung Europas wie auch der inneren anarchischen Zustände. Die Zeit der Ruhe und des Chinesentums, die Galiani für das Jahrhundert vorausgesagt hatte, mit Mandarinen an der Spitze, wie Comte sie träumte, sei vorbei: »Persönliche, männliche Tüchtigkeit, Leibestüchtigkeit bekommt wieder Wert, die Schätzungen werden physischer, die Ernährungen fleischlicher. Der Barbar ist in jedem von uns bejaht, auch das wilde Tier. Gerade deshalb wird es mehr werden mit den Philosophen.« Das entspricht Bismarcks Losungen vom sa-

turierten Deutschland und vom bewaffneten Frieden, den er, bewußt der unheilbaren Störung des Gleichgewichts, durch seine Heerpolitik, durch geplante Tumulte und das künstliche, insidiöse Netz seiner Bündnisse und Rückversicherungen aufrechthielt. Man lese in den Erinnerungen von Gontaut-Biron, wie er von den Franzosen die Bestrafung der Bischöfe heischte, die in Hirtenbriefen die deutschen Katholiken gegen Preußen reizten; wie er die Italiener antrieb, in Nizza eine Konflagration zu versuchen, die vier Jahre nach dem Krieg über Frankreich einen zweiten heraufbeschworen hätte. Eines Agitators Ungetüm mit den Listen der Kabinette einend, ist er, als durch Gortschakows, seines Lehrers, Neid und die Wirkungen des Berliner Kongresses sich die Unbill der Zeiten meldete, vor keiner europäischen Konstellation zurückgeschreckt. Den »Schuldigen« nannte ihn die Princeß Royal im Gespräch mit Gontaut-Biron. Das Reich selbst schützte er durch lockere Dämme der Empirie. Das allgemeine Stimmrecht wurde aus seinem macchiavellistischen Pakt mit Lassalle geboren. Der Wucht des aufgehäuften Hasses erwehrte er sich und empfand dennoch, wie sein Werk langsam erstarrte. »Lassen Sie uns alle erst sterben«, hat er in rauher, geweihter Liebe zum Schicksal bekannt, »dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird, wir sind augenblicklich das Hindernis seiner nationalen Entwicklung.« Kalter Morgenwind umweht ihn wie Tiecks Abdallah, »auf der Spitze des Berges nach einer durchwehten Nacht.« Die Hybris, die nach seinem Schwerte griff, vermag den Tod jenes eisig-eisernen Anachronismus nicht zu hehlen. Das Reich ist eine sinkende Macht-Kombination. Es genügen die Worte Isolierung, Algeciras, Haag, David Jayne Hill und A'Court Repington. Dreißig Jahre nach seiner höchsten Geltung ist das Territorium, das von Wirtschaft strotzt, ein Territorium ohne Freiheit der äußeren Aktion. Und Deutschland schickt sich an, ein unbegrenztes, ein zyklopisches Belgien zu werden.
Es hat unter sämtlichen Gefügen Europas das Härteste erfahren. In blutlosem Alter wird es von fundamentalen Ereignissen heimgesucht, wie wohl in der Gegenwart die russische Völkergemeinschaft der asiatischen Unbewegtheit, der Verwirrung eines Zustands vor der Politik zu entwachsen schien. Blutlos richtet es sich gern nach dem Westen, dessen Formen es mit deutscher Andacht kopiert. So pflegte es sich von jeher durch die rührendsten oder schädlichsten Entlehnungen, den Humanismus, die ins Protestantische umgedeutete Moral des Paulinertums, die halbtheologische Metaphysik, über den Mangel an eigener Kraft hinwegzutäuschen. Es verliert, als Bismarck es unter die Herrschaft slavischer Kolonialprovinzen preßt, die Umrisse der keltisch-germanischen Welt, der Welt seiner Kaiser. Aber es gibt dem neuen Organismus alles dahin, es krönt die Verleugnungen, aus denen seine Geschichte besteht, durch der Verleugnungen letzte. In drei Jahrzehnten hat es die Spuren seines früheren Typus verlöscht. Zu jeder Flucht vor den Tatsachen gerüstet, waren die Deutschen sonst das Volk zwar nicht der Bildner, aber der »Gebildeten.« Durch das Gefühl und den Intellekt triumphierten sie, lyrischen Antlitzes wie Hyperion oder wie Giorgiones ritterliche Jünglinge und Magier. »Nicht in die politische Welt«, so verhieß das Athenäum, »verschleudre du Glauben und

Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfre dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.« »Die Deutschen«, notierte Stendhal über das gute, schwerfällige Geschlecht von Hierophanten, »sind nicht Sinnenmenschen; sondern Träumer. Wenn sie in Stimmung sind, erregt ein fallendes Blatt ihre Seele nicht minder als der Untergang eines Königreichs.« Renan, der gequälte Amiel, Taine waren Adepten desselben wolkigen Idealismus, dem die zartesten Gelehrtesten unseres Vaterlandes anhingen, und den die Kriege entmutigt haben. Fremd in fremdem Dasein, wird er noch durch etliche Greise vertreten, als deren mildester und schwächster Eduard Zeller gestorben ist. Nun hat die Politik, der oberste Zweck, die anderen Zwecke zerstört. Nicht die universelle Geduld zur Metamorphose, womit Goethe in fernste Fernen schritt, bestimmt die Sprache des Tages, sondern prahlerische Dürftigkeit. Das Absurde ist, wenn Fragen der Philosophie berührt werden, Pflicht. Nur ein seltsamer Galimathias von Christentum, Verehrung für Kant, den »großen Aristokraten des Geistes«, und mißverstandener Evolutionslehre (da ja die Hypothese Darwins die größten Laienirrtümer verursacht hat) ist zur Verfügung der Regierenden geblieben.
Den intellektuellen Niedergang offenbart am meisten der Parlamentarismus. Sein Elend ist eins mit dem Elend der Vulgärpolitik, deren Schild er werden sollte. Vorbereitet im Zeichen »ideeller« Wünsche, ist er heute ein Attentat gegen sie und niedrigere Schätzung, als ihm begegnet, unmöglich. Vergebens fragt der Professor Sombart nach dem Erbe nicht bloß der Stein, Hardenberg, Schön, Thaer, Nebenius, Humboldt, List, der Männer in der Paulskirche, der Treitschke und Lassalle, sondern auch der Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windthorst, Reichensberger, die gegen einen Bismarck fochten. Was am deutschen Reichstag »Idee« war, ist morsch. Sein Anblick ruft die Desillusion hervor, die Wagner, zwei Wochen vor seinem Tode, in dem venetianischen Brief an Heinrich von Stein bekundet hat: »Wer vermöchte zu einer Reichstagsversammlung zu reden, sobald er sie genau sähe?« Überall sind die Voraussetzungen der Rhetorik untergraben, etwa durch das Eingeständnis Gladstones, des parlamentarischen Kirchenvaters, der von sich sagte, mancher Redner habe seine Meinung, keiner sein Votum geändert, und durch die skeptischen Dissoziationen des Remy de Gourmont, für den die Parlamente erledigt sind, seit neuere Methoden zur Vervielfältigung von Schriftstücken gebraucht werden. Aus einem »Zollparlament« ward der Reichstag abgeleitet. Ökonomischen Interessen ist er nun dienstbar, und mit Diäten wird er bezahlt. Nicht er, das Plenum, sondern seine technischen Kommissionen geben den Ausschlag; sogar im Technischen wird er steril wie nach Waldeck-Rousseau, dem Urheber des «Testament politique», die Deputiertenkammer. Die Parteien fristen sich durch ihre papierenen Programme. Sie sind Einrichtungen, die unendlich länger als die Gruppen, von denen sie autorisiert sind, bei der Devise der ersten Stunde beharren. Das Zentrum ist unter dem Vorwand, für die Kirche der Päpste, die Kirche der Schlegel und Görres, zu zeugen, ein Konglomerat noch nicht gelöster Kräfte, eine massive Schicht der mittleren Klasse. Die Sozialdemokratie, die mit dem Sozialismus der Proud-

hon und Marx identisch sein will, usurpiert den Platz der Gewerkschaften. Sie hörte auf, die Stimme der Tiefe, etwas Elementares zu sein, als es ihr gelungen war, die breitere Hälfte der Lohnarbeiter dem Kleinbürgertum einzuordnen. Der Liberalismus vollends ist das Schulbeispiel der politischen Fiktion. Er war, wie Burckhardt dargelegt hat, durch die »abgeschnittenen Krisen« der Ära Bismarcks gelähmt; und zugleich gilt für ihn die nämliche Hemmung wie für die französische Republik der Februarrevolution, die, »plötzlich aufgedrungen, einem Besitz- und Erwerbssinn weichen muß«, von dessen Intensität man noch keine Vorstellung gehabt hatte. Jetzt ist die Verlegenheit der liberalen Politik, daß sie, um sich nicht zu vernichten, unlustig eine Tendenz wie die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf Preußen fördert, während dessen Landtag durch die Zentralisation der Gesetzgebung im Reichstag mehr und mehr geschmälert wird und auf die politische Extase der deutschen Bürger das Wort Lothar Buchers vom englischen Bürgertum zur Zeit der Aberdeen und Palmerston zu übertragen ist: »Je höher wir in den Klassen, die sich mit dem Tausch der Güter beschäftigen, in den kaufmännischen also, hinaufgehen, desto ausschließlicher sehen wir die Gedanken von dem Geschäft in Anspruch genommen.« Der deutsche Reichstag der aktuellen Phase ist der Reichstag des Blocks, ein Reichstag, dessen Parteien nach geheimer Notwendigkeit und zum Behagen der Nation die politischen Antagonismen aufgehoben haben.
Diese wieder zu entfachen, ist das Ziel versprengter Doktrinäre, die eine Renaissance des Liberalismus mit eintönigen Deklamationen predigen. Sie beten zu »Begriffen.« Der »Glaube an die Produktivität der Begriffe« ist nach Scheu ihr Merkmal. Sie wähnen, politische Energie durch Ethik verfertigen zu können. Allen »esprits simplistes« sind sie gehorsam: Kant, dem dürren Priester des »moralischen Glaubens«, Fichte, dem »moralischen Volkserzieher«, Ruskin, der Religion und Wohlfahrt vermischte, und sogar dem Zoologen Haeckel, dem Papst eines vulgären »Monismus«, der eine »vernunftgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze« empfiehlt. Sie verweisen auf die Stifter von Naturrecht und Vernunftrecht. Sie wollen galvanisieren, was im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts mit krystallenen Sätzen Wilhelm von Humboldt erläutert hat, den liberalen »Nationalverein«, das »freie Wirken der Nation untereinander.« Sie sind die Nachzügler des unorganischen Atomismus.
Der Faktor, an dem diese müßige Dogmatik von gestern zerschellt, das Grab aller Begriffspolitik ist der Bismarckische Machtstaat, mit dem wir begannen. Sein Druck wird auch durch die Isolierung in Europa nicht verringert, sondern nur stumpfer angespannt werden. Aus dem spontanen Druck, den der Schöpfer ausübte, wird der mechanische der Nachahmer, aus dem persönlichen des Genius der unpersönliche. Vorgängerinnen des Machtstaates sind die Autokratien Italiens, deren funkelndste Friedrichs des Zweiten staufisch-sarazenische Hoheit war, und die französische des vierzehnten Ludwig, die aus der Genesis Preußens nicht hinwegzudenken ist; europäische Quartiermacher sind Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville. Der Staat mit Zwangsindustrien, die durch Schutzzölle genährt werden, mit stehen-

dem Zwangsheer, mit Zwangsmarine und Zwangsunterricht, das »kälteste der Ungeheuer«, hat erobernd die Grenzen zertreten, die Humboldt ihm steckte, als er sich ausließ, das Prinzip, daß die Regierung für das Glück zu sorgen habe, sei der ärgste Despotismus. Selbst die Verbreitung eines Geistes der Konstitution war jenem Eleaten ein Grund zur Schamhaftigkeit. »Wie schöne Gestalten«, so meint er über dieses politische Mittel, »es auch, vorzüglich im Altertum hervorgebracht hat, wird es der Ausbildung der Bürger in ihrer Individualität leicht nachteilig, bringt nicht selten Einseitigkeit hervor und ist daher am wenigsten in den hier aufgestellten Systemen ratsam.« Der Staat sollte keine großen Einkünfte haben, aber, da er gar kein eigenes, dem der Bürger feindliches Interesse habe, »der Hilfe einer freien, das heißt nach der Erfahrung aller Zeitalter wohlhabenden Nation versichert sein;« eine besondere Absicht auf Erziehung sollte ihm fern liegen. Heute ist die Macht, die nach Schlosser an sich böse ist, zum »Rechtsstaat« entfrevelt; aber der Umfang seines profanen Rechts schwillt. Er hat jetzt den Titel »Verwaltung«. Als solche verschlingt er die korporativen Rechte, verschlingt er die Städte, das Idiom der polnischen Enklave, verschlingt er die Gesellschaft. »Das Wichtigste ist,« nach Burckhardt, »daß sich die Grenzen zwischen den Aufgaben von Staat und Gesellschaft gänzlich zu verrücken drohen. Hierzu gab die französische Revolution mit ihren Menschenrechten den stärksten Anstoß, während der Staat hätte froh sein müssen, wenn er in seiner Verfassung mit einer vernünftigen Definition der Bürgerrechte davonkam.« Freiwillig bietet die Gesellschaft ihm als stützende Zuchtanstalt sich an. Der industrielle Kapitalismus ist durch die »gebundene Unternehmung«, durch Syndikate, Kartelle, Tarife geregelt. Die einst vom Staat nicht kontrollierten Universitäten sind, da die Bildung verwelkt, Seminare. Verbannt ist aus der Wissenschaft die Qualität, das Unschätzbare, silbern Göttliche oder prächtig Lodernde; die Zahl ist Gottheit, die exakte Forschung, die Psychometrie. Die Theorien vom Gewordenen und vom Werdenden liefert die »historische Schule« eines Professoren-Opportunismus, der aus den Ministerialkanzleien seine Vorschriften empfängt. »Titel, Orden, Denkmäler, Feiern und Feste«, alles Diktierte, Bestätigte ist dem Deutschland von heute genehm. Die Kaste des Militärs, die Kaste der Juristen und die Kaste der geschulten Arbeiter sind die Trias des deutschen Staates, der dem Unitarismus nur nach dem Buchstaben von Paragraphen bisher nicht verfallen ist.

So hebt sich der Machtstaat in objektiver, sinnvoll-sinnloser Unerbittlichkeit. Vielen ist er ein Schauspiel zur Bewunderung, zum Enthusiasmus. Selbst Nietzsche frohlockt: »Gleich als ob ein energischer Wille von ihnen (den Eroberern) ausginge, so rätselhaft schnell schließen sich die schwächeren Kräfte an sie an, so wunderbar verwandeln sie sich, bei dem plötzlichen Anschwellen jener Gewaltlawine, unter dem Zauber jenes schöpferischen Kernes, zu einer bis dahin nicht vorhandenen Affinität. Der Staat, von schwächlicher Geburt, für die meisten Menschen eine fortwährende fließende Quelle der Mühsal, in häufig wiederkommenden Perioden die fressende Fackel des Menschengeschlechts — und dennoch ein Klang, bei dem

wir uns vergessen, ein Schlachtruf, der zu zahllosen, wahrhaft heroischen Taten begeistert hat, vielleicht der höchste und ehrwürdigste Gegenstand für die blinde und egoistische Masse, die auch nur in den ungeheuren Momenten des Staatslebens den befremdlichen Ausdruck von Größe auf ihrem Gesichte hat!«

Viele hat der Staat gebrochen. Er zersplittert die Individuen durch »Aufhebung des Zentrums der individuellen Tätigkeit.« Paul Ernst hat formuliert: »In Wahrheit ist durch die Geldwirtschaft — ganz abgesehen von Besitzverhältnissen und den Umständen von Produktion und Konsumtion — jenes Zukunftsideal schon heute verkörpert. Jeder Mensch ist Produzent und als solcher Sklave von Herren, jeder ist Konsument und als solcher Herr von Sklaven; wobei zudem noch die natürliche Wechselwirkung eintritt, in welcher bei jedem Sklavenverhältnis auch der Herr als solcher wieder seinerseits vom Sklaven abhängt; so sind alle frei, weil sie alle unfrei sind. Es ist das wahrhafte Meisterstück unserer Zivilisation, den Menschen diese Tatsache verführerisch gemacht zu haben, deren Niederträchtigkeit jeder Indianer erkennen würde.« Und die von der Dialektik des kapitalistischen Staates Betroffenen flüchten, um ihm zu entgehen, in das Asyl der »Kultur«.

Dieses Wort, diese Empörung flackern seit Lagarde, dem Warner, und seit Nietzsche (der eine grandiose Doppelstellung hat) unablässig auf. Laut schallt der Protest gegen die Unkultur eines Volkes, das nach Burckhardt seine Unzusammengehörigkeit nur durch die »Überladung mit Musik« verdeckt hat. Propheten wie der Engländer Houston Stewart Chamberlain haben, im Kontrast zur anglo-amerikanischen Wirtschaft, zu »Bessemerstahl, elektrischen Trams und Evolutionsphantasien«, die Nachkommen der Arier und Griechen mit der schwankenden, blassen Geschichtsauffassung der Schüler Gobineaus erfüllt, mit der dualistischen Mythologie vom Indogermanentum, vom leuchtenden Imperialismus.

Dann sprang der Homunculus der »Kulturpolitik« aus der Retorte. Ihn propagiert die Schar der Ethisch-Ästhetischen, die abermals vom deutschen Gemüt fabeln, die Schar der Reformkleidervereine, die geistige Heilsarmee, die das Kulturelle um jeden Preis wieder zum Kollektiven machen möchte. Nichts hat die Deutschen, die Freunde der Dämmerung, mehr als diese trübe Sentimentalität der Klarheit entwöhnt. Sie sprachen von Kultur um so beflissener, je weniger sie davon hatten, und werden sich resignieren müssen, daß sie bei ihnen als einer Gesamtheit niemals einkehrt; wie ja für den entschwundenen, goldnen Abglanz von Kultur der Verzicht auf Kollektivität Bedingung war. Kultur war selbst im Athen des Phidias eine Ausnahme, ein lockendes Phantom für die superioren Einzelnen, »damit sie«, nach Nietzsches Divination, »nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen, den die Natur als wahre Unnatur verabscheut,« ein Phantom für die Halluzinierten, die Künstler, die Plato aus dem Staate vertrieb. Alle »Kulturpolitik« ist hassenswert, weil sie nicht tapfer genug ist, um den Staat in schneidendem Licht zu betrachten, und da sie die Befangenheit mehrt, ein dem Staate nützliches Pseudos.

Hingegen ist es Zeit, ihn ganz zu entseelen. Schon beschwert ihn das Übermaß

der wirtschaftlichen und finanziellen Last, das Übermaß der Verwaltung. Schon ist er, indes er, trotz den Liberalen und mit ihrer Hilfe, die Schulen zur Dressur verwendet, genötigt, die Kirchen freizugeben. »Gleichen sie jetzt,« schrieb Jakob Burckhardt zur Zeit des Krieges über die Separation, »dem Schiff, welches einst auf den Wogen ging, aber seit langer Zeit das Vorankerliegen gewohnt ist, so werden sie wieder schwimmen lernen, sobald sie einmal im Wasser sind; selbst der Katholizismus hat es ja in Amerika bereits gelernt.« Es ist kein Paradox, daß dieser in der Separation ehestens ein schläfriger Verein wird, kaum ein Kulturferment, und das Gerippe des Protestantismus, außerhalb des Staates, sich in grauen Staub auflöst. Diese Entwicklung wird fortgehen. Bald wird der Staat, dessen Krisis Carlyle prophezeite, die Prätention, als habe er etwas mit dem Geist zu schaffen, mit imponierender Konsequenz verneinen. Dann ist die Politik Souveränin. Die Lüge der Kultur fällt vom Staate ab.

PETER HEYDEN: GEDICHTE

Siehst du, jetzt mit hellen Glocken
Wird das Leben eingeläutet,
Und wer weiß, was das bedeutet,
Daß sich Kirsche und Akazie
Reigend mit des Frühlings Grazie
Pudern ihre weiße Locken.

Und in unserm grünen Rasen
Sieh die allerliebsten Blätter,
Morgen treibt das warme Wetter
Aus der Erde blaue Veilchen
Und danach ein kleines Weilchen
Stellst du sie in helle Vasen.

Und danach ein kleines Weilchen
Blühn die herrlichsten Narzissen,
Und vielleicht, wer kann es wissen,
Schießt Gott Amor mit den Pfeilen
Über hunderttausend Meilen
Grade in dein kleines Herz.

O holde Nacht! o lichte Wolke!
Die vor dem bleichen Monde schwebt,
Seht! wie die hellbeglänzte Ulme
Ihr Haupt so schön zum Himmel hebt-

Es steigen dort die sanften Wiesen
Vom hingesunknen See empor
Und auf dem Pfade wölben Rosen
Den Liebenden ein dunkles Tor.

Wir kamen schweigend in Gedanken
Vom Tage in das Dunkel her,
Nun breitet sich vor unsern Blicken
Ein unbegrenztes Silbermeer-

Hier ruht die Liebe unbefangen
Von ihrer stummen Sehnsucht aus,
Und freundlich mit den goldnen Kerzen
Tritt nun die Nacht in unser Haus.

Kleine Blumen heben sich
Schon auf leisen Füßen,
Und das Bächlein scheut sich nicht
Muntrer herzufließen.

Sprudelt über Gras und Stein
Ohne lang Besinnen,
Die Natur muß sauber sein
Soll das Fest beginnen.

Von dem Felsen, von dem Hang
Wird der Schnee geführet,
Daß man alles blitzeblank
Bis zum Kiesel spüret.

Und im Walde hier und dort
Hebt es an zu singen,
Alles spinnt sich lustig fort,
Daß die Knospen springen.

Ich habe dir was mitgebracht
Ich komme aus Paris!
Vielleicht ein Kleid, ein weißes Kleid,
Ein schöngewirktes Seidenkleid,
Ein grünes Cerevies.

Das Cerevies, das weißt du nicht,
Hat dunkelgrünen Glanz.
Es ist mit Myrthen eingestickt,
Und so wies ist vom Baum gepflückt,
Es ist ein Myrthenkranz.

Ich habe dir was mitgebracht,
Es ist kein Cerevies,
Es ist kein Kuchen, kein Konfekt,
Und doch was deine Neugier weckt,
Es ist nicht das noch dies.

Ein Schleier ists, du rietst es nicht,
Aus echtem Brüssler Tüll,
Der schützt dein dunkles Augenlicht,
Und hüllt dein süßes Angesicht,
Nun Mädchen halte still.

Wie groß die Augen wieder sind,
Mein Gott und wie verträumt!
Da hätt ich über Putz und Tand,
Da hätt ich über allerhand,
Das Wichtigste versäumt.

Ich habe dir was mitgebracht
Das schönste, das es gibt –
Es kommt aus deiner Zauberei
Und halb von meiner Träumerei:
Ich bin in dich verliebt.

PAUL CLAUDEL: DIE MUSEN, EINE ODE. DEUTSCH VON KARL LOTAR AMMER

»Sarkophag gefunden auf der Straße nach Ostia.« Im Louvre.

Die Neun Musen, und in ihrer Mitte Terpsichore!
Ich erkenne dich, Mänade! Ich erkenne dich, Sibylle! Mit deiner Hand erwart' ich keinen Becher mehr noch deinen Busen selbst
Zuckend in deinen Nägeln, Cumeische im Wirbelsturm der goldigen Blätter!
Denn diese dicke Flöte, ganz durchbohrt für deine Finger wie mit offnen Lippen, bezeugt genug,
Daß du schon nicht mehr nötig hast, sie dem Hauche zu verbinden, der dich erfüllt
Und der dich, Jungfrau, aufrichtet!
Keine Verrenkungen: nichts stört die schönen Falten deines Gewandes vom Hals bis zu den Füßen, die es nicht mehr sehen läßt!
Aber ich weiß genug, was dieser Kopf sagen will, der sich zur Seite wendet, und diese trunkene verschlossene Miene, und dies Gesicht, das horcht, ganz blitzend vom Jubeln des Chores!
Ein Arm allein ists nur, was du nicht halten konntest!
Er hebt sich, krümmt sich,
Voll Ungeduld vor Drang, den ersten Takt zu schlagen!
Geheimnisvoller Laut! Des werdenden Wortes Beseelung! Klang, dem aller Geist mitschwingt!
Terpsichore, Finderin des Tanzes! wo wäre der Chor ohne den Tanz? welch andre zwänge
Die acht wilden Schwestern zusammen, den aufsprudelnden Hymnus zu keltern, und erfände die unentwirrbare Figur?
Zu wem, wenn du dich vorerst aufgerichtet inmitten seines Geistes, bebende Jungfrau,
Und den du nicht um seinen derben und niederen Verstand gebracht, der ganz vom Flügel deines Zornes flammt im Salz des knatternden Feuers,
Zu wem wären sie willens einzutreten, die keuschen Schwestern?
Die Neun Musen! Keine ist zu viel für mich!
Ich sehe auf dem Marmor alle neun. Zu deiner Rechten Polyhymnia! und zur Linken des Altars, auf den du deinen Arm stützest,
Die hohen gleichen Jungfraun, die Reihe der beredten Schwestern.
Ich will sagen, bei welchem Schritt ich sie halten sah und wie sich eine in die andre rankte,
Anders als so, daß jede Hand
An Fingern pflücken will, die sich ihr hinhalten.

Und vorerst hab' ich dich erkannt, Thalia!

Auf derselben Seite hab' ich Klio erkannt, Mnemosyne erkannt, dich, Thalia, erkannt!

Ich habe euch erkannt, o vollständiger Rat der neun heimlichen, inneren Nymphen!
Ihr aller Rede Mutterschaft! Ihr tiefer Brunnenschacht der Sprache und Knäuel der lebenden Frauen!
Ihr schöpferische Gegenwart! Nichts würde werden, wäret ihr nicht euer neun!
Und plötzlich, siehe, da der neue Dichter erfüllt von sinnvoller Entladung,
Der schwarze Trubel des ganzen Lebens am Nabel festgebunden in der Erschütterung des Grundes, öffnet sich der Zugang
Zersprengt das Gehege, der Hauch aus ihm
Durchbricht die hemmenden Kiefer,
Den bebenden Neunchor mit einem Schrei!
Nun kann er nicht länger schweigen! Die Frage, die von selbst emporgeschossen, wie Hanf
Den Taglöhnerinnen, er hat sie für immer vertraut
Dem wissenden Chor des unauslöschlichen Echos!
Nie schlafen alle zugleich! Doch bevor sich die große Polyhymnia aufrichtet,
Oder es ist wohl Urania, die mit beiden Händen den Zirkel öffnet, Venus ähnlich,
Wenn sie Amor lehrt, ihm den Bogen spannend;
Oder die Lacherin Thalia mit der großen Zehe ihres Fußes leise den Takt schlägt; oder im Schweigen des Schweigens
Mmemosyne seufzt.

Die Älteste, die, die nicht spricht! sie ist von ewig gleichem Alter! Mnemosyne, die nicht spricht.
Sie lauscht, sie sinnt,
Sie fühlt, ‹sie der innere Sinn des Geistes›
Rein, einfach, unantastbar! sie entsinnt sich.
Sie ist der Schwerpunkt des Geistes. Sie ist die Beziehung, ausgedrückt durch ein sehr schönes Zeichen. Ihre Haltung ist unaussprechlich,
Auf dem Puls des Seins selber steht sie da.
Sie ist die innere Stunde; der quellende Schatz und die aufgespeicherte Quelle;
Die Bindung hin zu dem, was Zeit nicht von Zeit in Sprache auszudrücken.
Sie wird nicht sprechen; ihr Tun ist, nicht zu sprechen. Sie ist Mitgeschehen.
Sie besitzt, sie erinnert sich, und alle ihre Schwestern hängen aufmerksam am Schlagen ihrer Wimpern.
Für dich, Mnemosyne, diese ersten Verse, und das Aufflackern der plötzlichen Ode!

So heftig aus der Mitte der Nacht schlägt mein Gedicht überall ein wie der Schlag des dreigezinkten Blitzes!
Und nichts läßt ahnen, wo er auf einmal die Sonne aufqualmen machen wird,

Auf einer Eiche, einem Schiffsmast, einem niedern Herd, daß er den Kessel schmilzt wie ein Gestirn!
O meine ungeduldige Seele du! wir werden keine Werft errichten, werden keine Trireme hinausstoßen, hinausrollen
Bis in ein großes Mittelmeer weiter Verse,
Voll Inseln, von Handelsleuten befahren, umkränzt von den Häfen aller Völker!
Wir haben schwierigere Arbeit zu besingen
Als deine Rückkehr, Dulder Ulysses!
Jeder Weg verloren! ohne Rast gehetzt und unterstützt
Von den Göttern, die heiß auf der Fährte, siehst du von ihnen doch nichts als zuweilen nur
In der Nacht einen goldnen Strahl auf dem Segel, und im Glanze des Morgens für einen Augenblick
Ein leuchtendes Antlitz mit blauen Augen, ein Haupt gekrönt von Eppich,
Bis zu dem Tage, da du allein bliebst!
Welch einen Kampf ertrugen Mutter und Kind dort unten in Ithaka,
Während du dein Kleid ausbessertest, während du die Schatten fragtest,
Bis dich die lange phäakische Barke zurückbrachte, von tiefem Schlaf umfangen!
Und dich auch, wenns auch bitter ist,
Ich muß auch deines Gedichtes Küsten verlassen, Äneas, das zwischen den beiden Welten die Dehnung seiner priesterlichen Fluten birgt!
Wie stille wards inmitten der Jahrhunderte, während hinter dir Heimat und Dido wie ein Märchen brannten!
Du erliegst der zweigetragenden Hand! Du fällst, Palinurus, und deine Hand hält nicht mehr das Steuer.
Und vorerst sah man nichts als ihre unendliche Spiegelfläche, doch plötzlich im Wachsen des endlosen Kielwassers
Werden sie lebendig, und die ganze Welt malt sich auf dem magischen Stoffe.
Denn sieh, im ganz hellen Mondlicht
Hört der Tiber das Schiff kommen, beladen mit dem Glücke Roms.
Doch nun, verlassend die Höhe des wellenden Meeres,
O florentinischer Reimer! folgen wir dir nicht weiter, Schritt nach Schritt, in deiner Erforschung
Hinab, hinauf bis zum Himmel, hinab bis in die Hölle,
Wie einer, der erst den einen Fuß auf dem logischen Boden sichert und dann den andern nachsetzt in entschlossenem Gehen.
Und wie wenn man im Herbst in Lachen kleiner Vögel schreitet,
So wirbeln die Schatten und Bilder auf unter deinem weckenden Fuß!
Nichts von alledem! jeder Weg, dem wir folgen müssen, verdrießt uns! jede Leiter, die zu erklimmen!
O meine Seele! das Gedicht besteht nicht aus diesen Buchstaben, die ich setze wie Nägel, sondern aus dem Weiß dazwischen, das unbeschrieben bleibt.

O meine Seele, keinen Plan gilts zu besingen! o meine wilde Seele! es gilt, uns frei zu halten und bereit,
Wie die unermeßlichen zerbrechlichen Schwalbenzüge, wenn ohne Laut der Aufruf des Herbstes tönt!
O meine ungeduldige Seele, gleich dem Adler ohne Kunst! was tun wir, um keinen Vers zuzustutzen! Dem Adler gleich, der selbst nicht seinen Horst zu bauen weiß?
Daß mein Vers nichts vom Sklaven habe! sondern so sei wie der Meeradler, der auf einen großen Fisch niederpfeilt,
Daß man nichts sieht als den leuchtenden Wirbel der Flügel und das Aufschäumen der Woge!
Doch ihr verlaßt mich nimmermehr, o mäßigende Musen!

Und du unter allen, spendende, unermüdliche Thalia!
Du, du bleibst nicht daheim! Sondern wie der Jäger im blauen Klee
Dem Hunde im Rasen folgt, ohne ihn zu sehen, so weist ein leichtes Zittern im Grase der Welt
Dem stets bereiten Auge die Spur, die du ziehst;
Du Schlenderin im Busch, wie herrlich bildete man dich mit diesem Stab zur Hand!
Und mit der anderen, bereit, daraus das unauslöschliche Lachen zu schöpfen, hältst du, wie man ein fremdes Tier betrachtet,
Die große Maske, die Fratze des Lebens, den furchtbaren und verzerrten Balg!
Nun hast du es entrissen, nun hältst du es umfaßt, das große Geheimnis der Komödie, die Falle der Anpassung, die Formel der Umwandlung!
Doch Klio wartet, den Griffel in den drei Fingern, steht in der Ecke der glänzenden Truhe,
Klio, jener gleich, die Buch führt, der Aktuar der Seele.
Man sagt, daß dieser Schäfer der erste Maler war,
Der auf der Felsenwand den Schatten seines Bockes ersehend
Mit einem Brand aus seinem Feuer die Linien des gehörnten Fleckes zeichnete.
Was ist die Feder sonst, dem Zeiger auf der Sonnenuhr gleichend
Als die scharfe Begrenzung unseres menschlichen Schattens, der über das weiße Papier gleitet?
Schreibe, Klio! gib jedem Ding sein Urzeichen. Kein Gedanke,
Daß unsres Wesens Undurchsichtigkeit sich nicht das Mittel wahrt, die Linien zu ziehn,
Scharfäugige Führerin du, Hinschreiberin unseres Schattens du!

Ich habe die nährenden Nymphen genannt; die, die nicht sprechen, die, die sich nicht sehen lassen; ich habe die atemgebenden Musen genannt, nun will ich die Musen sagen, die selber Atem empfangen.
Denn der Dichter gleicht einem Instrument, auf dem man bläst

Zwischen seinem Hirn und seinen Nasenflügeln, daß er empfange, wie der scharfe Reiz des Dufts bewußt wird,
Und er erschließt nicht anders seine Seele, als wie der kleine Vogel,
Wenn er, bereit zu singen, seinen ganzen Leib mit Luft füllt bis in das Mark all seiner Knochen!
Doch nun will ich sagen die großen Musen der Einsicht und des Werkes.

Die eure mit ihrer Schwiele in den Falten der Hand!
Sieh hier die eine mit ihrer Scheere, und diese andre, die ihre Farben zerreibt, und diese wieder, wie sie an ihren Tasten mit allen Gliedern hängt!
— Doch diese sind die Arbeiterinnen des inneren Tones, das Widerhallen der Persönlichkeit, das Weissagende,
Der Urquell des tiefen A, die Kraft des dunklen Goldes,
Das das Gehirn mit allen seinen Wurzeln bis aus dem Grund des Innern schöpfen geht wie Fett und bis ans äußerste Ende der Glieder erwecken!
Das duldet nicht, daß wir schlafen! Seufzer, voller als der Wunsch, mit dem die Bevorzugte unser Herz im Schlaf erfüllt!
Du Kostbares, sollen wir dich also entgleiten lassen? Welche Muse nenne ich genug gewandt, es zu ergreifen, es zu umschlingen?
Sieh hier jene, die die Leier mit ihren Händen hält, die die Leier in ihren Händen mit den schönen Fingern hält,
Gleich einem Webestuhle, das vollkommene Instrument gebundener Bemessenheit,
Euterpe mit dem breiten Gürtel, die heilige Flaminierin des Geistes, die die große klangstumme Lyra hebt,
Das, was die Rede ausströmt, das klar tönende, das singt und eint:
Die eine Hand auf der Lyra, ähnlich dem Faden auf dem Weberrahmen, und mit der andern Hand
Führt sie das Plektrum wie ein Weberschiffchen.
Kein Anschlag, der nicht die ganze Melodie herträgt! Quill auf, du Klang von Gold, du tönende Siegbeute! Spring empor, ansteckendes Wort! Daß die neue Sprache, wie ein See voll Quellen
Alle ihre Schleusen überflute! Ich höre den einzigen Ton anwachsen mit sieghafter Beredsamkeit!
Sie verharrt, die Leier in deinen Händen,
Verharrt wie der Bereich, auf dem sich der ganze Gesang eingräbt:
Du bist nicht mehr die, die singt, du bist der Gesang selber im Augenblick, wo er sich aufschwingt,
Das Tun der Seele, auf ihres eigenen Wortes Ton gestimmt!
Die Erfindung der Wunderfrage, die klare Zwiesprach mit dem nieerschöpften Schweigen.
Verlasse nimmer meine Hände, siebensaitige Leier du, einem Werkzeug verstehenden Bezuges und Erkennens gleich!

Daß ich zwischen deinen straffgespannten Saiten alles sehe! Die Erde mit ihren Feuern, den Himmel mit seinen Sternen.
Aber es genügt uns nicht die Leier, und das tönende Gitter ihrer sieben gespannten Saiten genügt uns nicht.
Die Abgründe, die der erhabene Blick
Vergißt, von einem Punkt zum andern kühn springend,
Dein Sprung, Terpsichore, genügte nicht, sie zu überwinden, noch dein dialektisches Instrument, sie zu zehren.
Den Winkel brauchts, den Zirkel, den du mit Macht öffnest, Urania, den Zirkel mit den beiden gradlinigen Armen,
Die nur an dem Punkt eins sind, wo sie sich öffnen.
Kein Gedanke, und wär er auch wie plötzlich ein gelber oder rosenroter Planet über dem geistigen Horizont,
Kein System Gedanken, und wäre es wie die Plejaden,
Die den kreisenden Himmel erklimmen,
— Sie alle kann der Zirkel in allen ihren Weiten greifen, und jedes Maßverhältnis wie eine ausgespannte Hand berechnen.
Du brichst das Schweigen nimmer! Du mengst nicht in nichts den Lärm des Menschenwortes. O Dichter, du sängest
Deinen Sang nicht gut, wenn du nicht sängst im Zeitmaß.
Denn deine Stimme ist dem Chore not, wenn die Reihe an dich gekommen ist, deinen Part zu singen.
O Grammatiker in meinen Versen! Such nicht den Weg, suche den Mittelpunkt! Taktmaß, versteh den Raum, der zwischen diesen einsamen Feuern liegt!
O daß ich nicht mehr wüßte, was ich sage! daß ich eine Note wäre, die am Werke hilft! daß ich zu nichts würde in meiner Bewegung! (nichts als der kleine Druck der Hand, die Lenkung zu behalten!)
Daß ich meine Last trüge wie einen schweren Stern durch die wimmelnde Hymne!

Und auf das andere Ende der langen Truhe, weit und für einen Menschenleib geräumig,
Hat man Melpomene hingestellt, gleich einem Soldatenführer und einem Kunstbau von Städteburgen.
Denn die tragische Maske auf ihrem Kopf zurückgeschoben wie einen Helm,
Mit dem Arm auf dem Knie, den Fuß auf einem behauenen Stein, betrachtet sie ihre Schwestern;
Klio steht an einem der Enden und Melpomene hält am andern.
Wenn die Parzen
Die Tat, das Zeichen beschlossen haben, das sich einschreiben wird ins Zifferblatt der Zeit wie die Stunde, da sie ihre Ziffer vollzieht,
Werben sie in allen Ecken der Welt die Bäuche an,
Die ihnen die Schauspieler schenken werden, die sie brauchen,

Und die zur bestimmten Zeit geboren werden.
Nicht nur in der Ähnlichkeit ihrer Väter allein, sondern in einem geheimen Knoten
Mit ihren unbekannten Statisten, mit denen, die sie kennen, und denen, die sie nicht kennen werden, die des Prologes und die des letzten Aktes.
So ist ein Gedicht nicht wie ein Sack Worte, es ist nicht nur
Alles, was es zeichnet, sondern es ist selber ein Zeichen, ein erdichtetes Geschehn,
Das die Zeit schafft, die es zu seinem Entschluß bedarf,
Und so den Menschentaten gleicht, nachahmend diese in ihren wohlverstandenen Triebfedern und ihren Schwerpunkten.
Und nun, Chorführer, nun gilts, deine Schauspieler zu werben, daß jeder seine Rolle spiele, auftritt und abgeht, wann er soll.
Cäsar geht aufs Prätorium, der Hahn kräht auf seiner Tonne; du hörst sie, du verstehst sie beide vollkommen,
Zu gleicher Zeit den Beifallsruf des Klassischen und das Latein des Hahnes;
Beide sind dir not, und beiden wirst du ihre Rollen zu geben wissen; du wirst den ganzen Chor zu verwenden wissen.
Der Chor um den Altar
Vollzieht seine Bewegung; er hält stille,
Er wartet, und der lorbeerbekränzte Ansager erscheint, und Klytemnästra, das Beil in der Hand, die Füße im Blute ihres Gatten, die Sohle auf dem Munde des Mannes,
Und Ödipus mit den herausgerissnen Augen, der Rätsellöser!
Richtet sich im Tor von Theben auf.
Doch der strahlende Pindar läßt seiner jauchzenden Truppe als Pause
Nur ein Übermaß Licht und dieses Schweigen, es zu trinken!
O der große Tag der Spiele!
Nichts kann sich davon losreißen, aber Alles kommt daran, jedes nach der Reihe.
Die Ode, rein wie ein nackter schöner Leib, der von lauter Sonne und Öl glänzt,
Geht alle Götter mit der Hand suchen, um sie in ihren Chor zu mengen,
Um mit vollem Lachen den Triumph zu ernten, um in einem Flügeldonner den Sieg zu ernten
Derer, die mindest durch ihrer Füße Kraft der Last des trägen Körpers entflohen.

Und nun, Polyhymnia, o du, die du dich in der Mitte deiner Schwestern hältst, eingehüllt in deinen langen Schleier wie eine Sängerin,
Auf den Altar den Arm gestützt, gestützt auf den Pult,
Nun ist des Wartens genug, nun kannst du dich wagen an den neuen Gesang! nun kann ich deine Stimme vernehmen, o meine Einzige!
Süß ist die Nachtigall der Nacht! Wenn ihre reine und mächtige Violine anhebt,
Fühlt sich der Körper auf einmal rein gemacht von seiner Taubheit, alle unsere Nerven spannen sich auf dem Tonboden unseres fühligen Leibes zu einer vollkommenen Skala,

Wie unter den geläufigen Fingern der stimmenden Hand.
Doch wenn er seine Stimme hören läßt, er selber,
Wenn der Mensch zu gleicher Zeit Bogen ist und Instrument
Und wenn das vernünftige Tier im Zittern seines Schreies wiedertönt,
O Lied und Sang des rechten starken Alt, o Seufzer des hercynischen Waldes, o Trompeten auf der Adria!
Vor diesem Gold, das sich in jede Faser des Menschen einflößt, verblaßt der Klang des ersten Goldes in euch!
Das Gold, oder die innere Mitkenntnis, die Alles durch sich selbst besitzt,–
Entflohen ins Herz des Elementes, eifersüchtig im Rhein bewacht von der Nixe und dem Nibelung!
Was sonst ist der Gesang, als die Erzählung, die jeder–
Von seinem Eingeschloßnen macht, die Zeder und der Springquell –?
Doch dein Gesang, o Muse des Dichters du,
Ist nicht das Summen des Vögelchens, der Quell, der plaudert, der Paradiesvogel in den Levkojen!
Sondern wie der heilige Gott alles ersonnen, so ist deine Freude im Besitz seines Namens,
Und wie er im Schweigen sagte: »ES WERDE!«, so wiederholst du, von Liebe voll, wie er es getan hat,–
Wie ein kleines Kind, das buchstabiert: »ES SEI!«
O Gottesmagd, voll der Gnaden!
Du gibst Allem die Bestätigung des Wirklichseins, du betrachtest Alles in deinem Herzen, von Allem suchst du, WIE ES SAGEN!
Als Er das Weltall schuf, als Er das Spiel mit Schönheit hin teilte, als er die gewaltige Zeremonie aufklinkte,
Da freute sich etwas von uns mit ihm, der Alles sieht, in seinem Werke,
Seine Wachsamkeit in seinem Tage, seine Tat in seinem Sabbat!
So, wenn du redest, o Dichter, und in köstlicher Aufzählung
Von jedem Ding den Namen aussprichst,
Wie ein Vater es geheimnisvoll in seinem Urwesen nennst, da du ja einst
An seiner Schöpfung teilnahmst, also hilfst du mit an seinem Bestehen!
Jedes Wort eine Wiederholung.
So ist der Sang, den du singst im Schweigen, und so ist die seelige Harmonie,
Mit der du in dir selbst Ähneln und Trennen nährst. Und so,

O Dichter, werde ich nicht mehr sagen, daß du von der Natur je Unterricht erhältst, nein, du bists, der ihr deine Ordnung gibst, du, der du alle Dinge bedenkst!
Um ihre Antwort zu sehen, ists dein Spiel, eins nach dem andern beim Namen zu nennen.
O Virgil unter den Reben! die breite und fruchtbare Erde

War nicht für dich von der andern Seite des Zaunes wie eine Kuh,
Eine wohlwollende Kuh, die den Menschen lehrt, sie auszunützen und die Milch aus ihrem Euter zu ziehn.
Doch als erste Rede, o Lateiner,
Wirst du Gesetze geben. Du erzählst alles! Er erklärt dir alles, Cybele, er bringt deine Fruchtbarkeit in Formeln,
Er ist für die Natur gestellt, um zu sagen was sie denkt, besser als ein Rind! Der Frühling des Wortes ist da, die Wärme des Sommers!
Sieh, der Goldbaum schwitzt Wein! Sieh, in allen Bezirken deiner Seele
Schmilzt das Genie, wie die Wasser des Winters!
Und ich, ich bin fruchtbar im Acker, die Jahreszeiten bearbeiten unerbittlich meine starke schwierige Erde.
Grundständig, derb,
Bin ich zu den Ernten berufen, bin ich dem Feldbau unterworfen.
Meine Wege reichen von einem Horizont zum andern; ich habe meine Bäche; ich habe in mir ein Netz von Wasserbecken.
Wenn der alte Nord über meiner Schulter erschiene,
Eine Nacht voll, weiß ich ihm dasselbe Wort zu sagen, seine Gegenwart ist mir erdlich vertraut.
Ich habe das Geheimnis gefunden; ich weiß zu reden; wenn ich will, könnte ich euch sagen,
Was jedes Ding SAGEN WILL.
Ich bin ins Schweigen eingeweiht; es gibt eine unerschöpfliche Zeremonie des Lebens, es gibt eine Welt an sich zu reißen, es gibt ein unersättliches Gedicht zu erfüllen durch die Erzeugung des Korns und Weizens und aller Früchte.
— Ich lasse diese Arbeit der Erde; ich schweife wieder in den offnen und leeren Raum.

O weise Musen! weise, weise Schwestern! und du selbst, trunkene Terpsichore!
Wie habt ihr gedacht, diese Tolle zu fangen, sie bei einer und der andern Hand zu halten,
Sie mit dem Hymnus zu knebeln wie einen Vogel der nur im Käfig singt?
O Musen, die ihr geduldig gemeißelt steht auf dem harten Grabmal, der lebende, bebende! was kümmert mich der unterbrochene Takt eures Chors? ich nehme wieder euch meine Tolle, mein Vögelchen!
Da ist sie, die nicht trunken ist von reinem Wasser und schmeichelnder Luft!
Eine Trunkenheit wie die von rotem Wein und einem Haufen Rosen! von Trauben unterm nackten Fuß, der glitscht, von großen Blumen, die ganz von Honig kleben!
Die Mänade, von der Trommel toll gemacht! beim durchdringenden Schrei der Querpfeife die im donnernden Gott ganz trunkene Bacchantin!
Ganz brennend! ganz sterbend! ganz verschmachtend! du streckst mir die Hand hin, du öffnest die Lippen,

Du öffnest die Lippen, du blickst mich an mit einem Auge, das mit Wünschen beladen. »Freund!
Zuviel, zuviel des Wartens! nimm mich! was tun wir hier?
Wie viel Zeit wirst du noch dich beschäftigen, so regelvoll gründlich unter meinen Schwestern,
Wie ein Meister unter seiner Arbeiterinnenschar? Meine weisen tätigen Schwestern!
Und ich bin heiß und toll, ungeduldig und nackt!
Was tust du noch hier? Küß mich und komm!
Brich, zerreiß alle Bande! nimm mich deine Göttin mit dir!
Fühlst du nicht meine Hand auf deiner Hand?« (Und wirklich fühlte ich ihre Hand auf meiner Hand.)
»Verstehst du denn nicht meine sehnende Qual, und daß mein Begehren von dir selber ist? diese Frucht, zwischen uns beiden zu verzehren, dieses große Feuer aus unsern beiden Seelen zu machen! Das heißt zu lange dauern!
Zu lange! Nimm mich, denn ich kann nicht mehr! Das heißt zu lange warten, zu lange!«

Und wirklich schaute ich und sah mich ganz allein auf einmal,
Losgerissen, ausgestoßen, verlassen,
Ohne Pflicht, ohne Aufgabe, draußen mitten in der Welt,
Ohne Recht, ohne Zweck, ohne Kraft, ohne Einlaß.
»Fühlst du nicht meine Hand auf deiner Hand?« (Und wirklich fühlte ich, fühlte ihre Hand auf meiner Hand!)

O meine Freundin auf dem Schiff! (Denn das Jahr, das dieses war,
Als ich begann das Laub sich auflösen zu sehen und den Weltbrand ergreifen,
Um den Jahreszeiten zu entgehn, schien mir der frische Abend ein Morgenrot, der Herbst der Frühling eines beständigeren Lichtes,
Und ich folgte ihm wie ein Heer, das sich zurückzieht und alles hinter sich verbrennt. Immer-
Weiter vor, bis zum Herzen des leuchtenden Meeres!)
O meine Freundin! Denn die Welt war nicht mehr da,
Um uns unsern Platz im Zusammenspiel ihrer vielfältigen Bewegung zu bestimmen,
Sondern losgelöst von der Erde, waren wir allein, eins mit dem andern,
Bewohner dieses schwarzen kreisenden Krümchens, untergetaucht,
Verloren im reinen Raum, da, wo der Boden selber Licht ist.
Und jeden Abend, vor uns, auf dem Platze, wo wir das Ufer gelassen hatten, gegen Westen,
Gingen wir denselben Brand suchen,
Genährt von der ganzen vollgestopften Gegenwart, das Troja der wirklichen Welt in Flammen!

Und ich, wie die Lunte, die eine Mine unter der Erde entzündet, dieses geheime Feuer, das mich zernagt,
Wird es nicht aufhören, im Wind zu lodern? wer wird die große Flamme der Menschheit aufnehmen?
Du selbst, Freundin, deine langen blonden Haare im Winde des Meeres,
Du konntest sie nicht festhalten auf dem Kopfe; sie gleiten zusammen! die schweren Ringe
Rollen auf deine Schultern, und das Große und Lockende Giocondahafte
Erhebt sich ganz im Lichte des Mondes!
Und die Sterne, sind sie nicht leuchtenden Stecknadelknöpfen gleich? Und das ganze Weltgebäude, verbreitet es nicht ebenso zerbrechlichen Glanz
Wie königliches Frauenhaar, das des Kammes harrt, sich unter ihm zu rollen?
O meine Freundin! O Muse im Winde des Meeres! O Gedanke langhaarig am Bug!
O Beschwerde! O Zurückverlangen!
Erato! Du blickst mich an, und ich lese einen Entschluß in deinen Augen!
Ich lese eine Antwort, ich lese eine Frage in deinen Augen! Eine Antwort und eine Frage in deinen Augen!
Den Jubelschrei, der in dir allerorten aufbricht wie Gold, wie Feuer in den Futter-vorräten!
Eine Antwort in deinen Augen! Eine Antwort und eine Frage in deinen Augen.

MAX BROD: EIN LIED DES FRIEDENS

O zu versinken in einem slawischen Dorfe,
Gänzlich verschollen sein.
Man hört nichts, man ist allein . . .
Nur dieser Gesang aus dem Torfe.

Die Leute haben alte und unreine Sitten.
Ihr Tun ist schlichte Freundlichkeit
Oder grimmiger Streit
Nach kalten atemlosen Steppenritten.

Und die dicken Dorfschönen sind eifrig bestrebt,
Den Gast zu bewirten.
Eine besucht täglich den Verirrten
Und ihre bunte Krone bebt.

Sie redet Worte, in denen die j überwiegen.
Ihre Augen glänzen wie Beeren.
Es ist angenehm, sie zu hören
Und auf dem Ofen zu liegen.

Und wie ich von diesen fremden Gerüchen bezaubert bin,
Von Pelzwerk und beizendem Rauch . . .
Und man liebt mich auch
Und läßt mich nie mehr weiterziehn.

NORBERT JACQUES: DER HEIDNISCHE SONNTAG

Schwer beschattend, spannen die alten Bäume die Decke ihres tiefglänzenden Laubes über die kurze, breite Straße in Funchal, in der man noch einen Atem des Meeres verspürt, obgleich die Häuser der einen Seite sich abwehrend eng zusammen legen. Auf dem Gewölbe der Bäume ruht der blaue Sommerhimmel Madeiras mit schwerem, unendlichem Leibe.

Ich war grade in den ersten Stunden des Ostermittags vor Funchal angekommen, hatte noch den Rhythmus der »Rhaetia« im Blut und schritt, leise betäubt ihm nicht folgen zu können, die dunkle Laube der breiten Alleestraße hinab. Das Bauwerk der alten Kirche stand mit einer grausteinernen Primitivität, der ein bischen Phantasie angeflogen war, naiv hinter dem Bogen des Laubgewölbes. Die Sonne strahlte an den hellen Wänden ab. Wie eine Höhle stand das offene Tor mir zugekehrt und ich sah aus der seitlichen jähen Straße Menschenmassen, grell beleuchtet, herabfließen. Sie schwemmten bis in die Alleestraße herein und drängten im Bogen, wie in einen Trichter, in die Höhle des Kirchenportals.

Da erklang Musik von Blechinstrumenten. Ein Marienlied, dessen Erinnerungen aus vergangenen Jahren in mir steckten! Aber der Rhythmus war schnell; er brach gewalttätig in die Melodie meiner Erinnerung. Ein blinkiger Blitz flog aus der Menge, die die Berggasse herabstaute. Die Sonne hatte eine dicke Blechtrompete getroffen, und ich sah nun, daß es eine Prozession war, die hügel-herab wallte. Sie wallte herab und zog mit Kindern, Erwachsenen, Priestern, Fahnen und Musikvereinen, hell und bunt, ins Kirchenportal. Sie war langsam, feierlich, ja, wehmütig unter dem Blust des unendlichen Blauens. Viele Menschen in lichten Kleidern lagen, scheinbar sich selber unbewußt, im Strom der Prozession. Und grade kam ein Stoß junger, dunkler Mädchen. Funkeln die schönen Augen aber traurig! Ja, weshalb denn das in der bunten Sommerprozession, ihr Mädchen des sonnigen Madeiras? Und weshalb denke ich jetzt, daß ihr und die ganze Prozession im jähen Fall der Hügelgasse ein Schwarm Frühlingsblüten seid, der von Bäumen an Felsenkanten herab in die Tiefe geweht wird?

Die Musik der Marienlieder blies in meine schnellen Vorstellungen hinein, und aus dem breiten und feierlich tragenden Marschrhythmus drang in regelmäßiger Wiederkehr immer ein heller Aufstieg der Pistonhörner heraus. Dieses helle Aufbegehren hörte sich an, wie das freudige Ausschreiten einer Sehnsucht. Ich muß es mitsummen, weil es die alten, totgeglaubten Kindererinnerungen heraufwirbelt.

Dann hält es inne, aber nur einen Augenblick, und gleich setzt eine andere entferntere Musikgesellschaft ein.

War es nicht genau so damals? Ganz . . genau . . so! Soll ich nun wirklich den Zug der alten Bilder über mich strömen lassen, mich in der Wehmut der entschwundenen Bilder ertränken?

Weiße Mädchenengel mit leuchtender Ermattung auf den Gesichtern und in den Händen wilde, reiche Büschel von Lilien und den Schmarotzern der Callas... Opfer der Sommerkönigin zugedacht... tänzeln an mir vorbei, während der ferne

Zug aus den alten Tagen irgendwo in meinem Leben dahinschreitet. Goldbrokat, von feierlichen Priestern getragen, Baldachine mit der freudigen Schwerfälligkeit ihres prunkend bunten Damastes; Weihrauchwehen, die der blaue Himmel aufsaugt, verzückt erglüht, wie Heilige, die Hostien auf ihren Zungen tragen ... das pilgert vor mir dahin.
Dann knieten auf einmal die Menschen in den Straßen nieder. Klingeln schwirrten in hellen, unermüdlichen Akkorden, von rotgekleideten Chorknaben bewegt. Schüsse knallten. Die ganze Anlage der Prozession versank in die ernste, fast bedrohliche Feierlichkeit der vielen brokatbelegten Priester, die in der unbeweglich vorgestreckten Rechten die hohen Wachskerzen vor sich her trugen. Die andere Hand lag unbewegt auf der Brust, und mit heiß niedergeschlagenen Augen, mit fanatisiert träumerischen Schritten gingen die Priester in zwei Reihen starr zu Seiten des goldenen Baldachins. Unter dem Baldachin aber wallte heilig das Geheimnis des Tabernakels und schloß die Prozession.
Ein Atemzug von Orgelrauschen seufzte plötzlich aus dem offenen Portal der Kirche. Die Klingelakkorde riefen heftiger. Die Laube der Straße war beklemmend dunkelgrün, eng, stahl Atem und Blicke. Aber ich fühlte sehnsüchtig die unendliche Wärme, das unendliche Licht des südlichen Sommerhimmels über ihr glühen und blühen.
Ein dünner Schwaden Weihrauch zog in die Laube herein, blieb einen Augenblick unbeweglich still und dehnte sich mild verführerisch, verschleiert und verräterisch, wie Opal, und duftete schwer nach meinen alten Erinnerungen aus den Abendstunden in Kathedralen, an Prozessionen fromm verzückter Kindersehnsüchte, an heiße, weiche verzeihende Stunden nach gebeichteten Sünden, alles längst verträumt, längst versunken. Es war mir, als könnte ich aus der dunkel beklemmenden Laube in das Strahlen des Himmels nur durch diesen Katholizismus gelangen, der meine Kinderzeit geführt und der nun plötzlich mich hier auf Madeira wieder empfangen hatte. Farbenverdunstet, mit benehmendem Duft preßte er sich an meine Adern und lächelte verführend in schielender Brunst.
Ich konnte nicht anders: eine mächtige, süße Weile sehnte ich mich nach den genossenen Gluten des alten Glaubens zurück. Wie die Menschen um mich herum sank ich vor dem »Allerheiligsten« in die Kniee aufs Pflaster nieder, senkte den Kopf und legte die Hände inbrünstig zusammen.
Aber in demselben Augenblick war ich wieder frei und fühlte, was ich getan hatte.
Da fuhr wie ein Feuerbrand der Ärger der Angst in mich hinein. War das meine ganze Sicherheit? Meine mit Wunden erkämpfte Sicherheit? Ich schnellte vom Boden auf, rot vor Scham über meinen Rückfall, der mir feig und erbärmlich vorkam, schlug trotzig den Hut in den Kopf und brach brutal durch die andächtigen Menschen, der Hügelgasse zu. Drohungen fielen hinter mir her. Seitwärts sah ich ein paar Männer sich kriegslustig erheben. Aber grade schoß es wieder, die Klingelakkorde der Chorknaben schwirrten stärker auf, und die Macht des »Allerheiligsten« drückte die Männer aufs Pflaster.

Nur ein roter Damenschirm stieß seitwärts auf mich zu, wie ein blutgetränkter Spieß, und traf mich heftig in den rechten Schenkel.
Nun konnte ich mich doch nicht nach der Besitzerin umdrehn und ihr eine Ohrfeige herunterhauen. So lief ich denn, durch den schimpflichen Stoß des roten Schirmes in der ärgerlichen Mißstimmung über mein Erlebnis blödsinnig und hinterlistig gestachelt, wie ein Stier von den Nackenspießen, die Bergstraße hinauf, die nunmehr sozusagen ausgewunden leer war, und versuchte das Haus der Witwe zu finden, deren Pension mir mein Freund Baldrian aus Hamburg empfohlen hatte.
Aber bald merkte ich, daß ich Gesellschaft hatte. Offene dunkle Kirchenportale mit den Sternen ferner Kerzenlichter, Brokat und Blumen in buntmatten Chören, Weihrauch, verliebte Madonnenbilder, Prozessionen an schwülen Sommertagen, verlorene Frömmigkeit in erschauernden Hallen, Sehnsuchtspoesie aus Kinderjahren ... die hartnäckigen Agenten des Katholizismus waren mir gefolgt. Sie hatten mich unversehens bei der Hand genommen, taten kindisch heimelig, wie alte Vertraute, und wollten den leeren, steilen Hang mit hinaufgehn. Da hieb ich wütend in sie hinein, schlug sie kräftig zu Boden und zerstampfte sie auf dem feinsteinigen Pflasterwerk der Funchaler Berggasse, bis sie wie ein schäbiger, unschuldiger Knäuel aussahen.
Aber kaum daß ich den Fuß von ihnen hob, so schwollen sie wieder auf, wie ein Heer kleiner Luftballons, in das unversehens mit aller Gewalt Gas gefüllt wird. Sie bezwangen mich schließlich und führten mich gemächlich und gemütvoll durch alle die Jahre, die ich als Knabe und Jüngling in Brünsten dem Katholizismus gelebt hatte.
Als ich ohne weiter des Wegs geachtet zu haben, bei meinem vierten Jahre ankam und zwar an dem entfernten Abend, wo ich die Nachtgebete singen wollte, was mir meine Großmutter energisch verbat, stand ich vor einem allein liegenden Häuschen, das aus dichten Büscheln von Strauchwerk in den Hohlweg herüber schaute. Ein halb vom Regen verwischter Name stand mit auffällig großen schwarzen Buchstaben in der blätterigen, gelben Tünche: Dr. Joao Pedroso de Mirando Pacheco. Und drunter klebte ein kleines unansehnliches Blechschildchen, das den schönen Namen trug: Dioguina de Miranda Pacheco.
Ich war an meinem Ziel.
Eine junge Dame in Sonntagshausstaat mit schwarzen Augen, braunen Haaren, schön, glühend, versprechend, in die ich mich gleich zu verlieben beschloß, empfing mich und führte mich in das erste Zimmer, in das man ohne weiteres vom Garten hinein kam. Ich gab ihr das Briefchen, in dem mein Freund mich ihrer Fürsorge empfahl. Mit vieler Liebenswürdigkeit bat sie mich, ich möchte zwei Minuten, nein eine Minute gedulden; sie wolle ihrer Mama das Kärtchen bringen.
Es dauerte auch nicht lange, so strömte eine umfangreiche Dame herein. Ihr Gesicht lag in starren Falten, aber ich sah bald, daß diese Falten Zeichen des Lächelns und der Wohlgesinntheit seien, die also Mühe hatten, sich durch Puder und Schminke

hindurchzuringen; denn gleich wogte ein Strom erfreuter Reden über mich. Oh, mein Freund Baldrian! Ja, das war ein netter, liebenswürdiger deutscher Gentlemen. Nicht wahr, Izabel? Oh, ja, ja, ja! Das war ein ... o Gott, was haben wir mit dem lachen müssen! Izabel, weißt du noch an dem Abend, wo er ... nein, so ausgelassen! Nun, ob's ihm gut ginge? Ja, es ginge ihm gewiß gut! So einem feinen Kerl, so einem Tausendsassa. O, gewiß, es ginge ihm ja gut, nicht wahr, Izabel?! Nun, das ist ein liebe Empfehlung, und ich könnte jetzt besonders gewiß sein; daß ich es gut bei ihnen hätte.
Daraus schloß ich wenigstens, daß ich in dem Hause Unterkunft bekäme. Und das war mir recht. Das Häuschen lag wie ein süßes Liebesabenteuer. Und Izabel!
Dann besprachen wir noch so nebenbei Preis, Gewohnheiten des Haushaltes, und dergleichen.
Ob noch Gäste da seien? fragte ich.
Ja, ja, aber sie würden eigentlich doch nur ausnahmsweise ... ihr Mann sei Arzt gewesen, gestorben – die Falten des Gesichtes änderten den Charakter – sie hätten nur Platz für drei Gäste; und es sei noch eine Dame, die bei ihnen wohne, Fräulein Claudia.
»So, so, Fräulein Claudia! Eine Portugiesin? Auch nur so, wie ich, als Tourist? Oder hat sie eine Beschäftigung in Funchal?«
Da drehte sich Frau Dioguina de Miranda Pacheco lärmend zu ihrer Tochter hinüber, daß die Stäbe ihres Korsettes krachten, wie Mitrailleusen, und lachte stark belustigt. Fräulein Izabel verzog ihr Gesicht zu einem gütigen Schmunzeln.
»O, aber eine nette, zuvorkommende Dame!« versicherte gleich Frau Dioguina, und ich durfte mich über die Verhältnisse Fräulein Claudias so einigermaßen orientiert nennen.
Also so eine war meine Hausgenossin! Na, meinetwegen!
Dann kam aber der Zeitpunkt, wo ich mich allein in meinem Zimmer befand, in dem mein inzwischen angekommenes Gepäck aufgestellt worden war. Und als ich frei wurde von der Pression des redesprudeligen Temperamentes Frau Dioguinas, mußte ich feststellen, daß die katholischen Agenten sich höflicherweise nur etwas zurückgezogen hatten. Nun umflatterten sie mich wieder, wie die nackten Weiblein und die fetten Schweine den hl. Augustin. Es war natürlich lächerlich, sich mit diesem Gelichter per Gründe und Raisonnieren auseinander zu setzen. Es arbeitete doch mit den Argumenten alter Damen: Gemüt!
Aber ich hatte in meinem stürmischen Laufschritt aus Funchal herauf so dunkel das kräftige Bild des Berges empfangen, dessen Schwung aus den Wolken zu der Stadt herniederfuhr, oben war er unbesiedelt und bewaldet. Einsame Wälle von Nadelgehölz. Mir vieler guter Erinnerungen dieser Art bewußt, malte ich mir aus: da hinaufzustürmen ... oben die Einsamkeit der Höhen, Wolken und Sonne, und tief unten im Dunst des Tages das Meer! Das wäre Medizin gegen den Luxus solch altertümlicher Reibereien.
Wie ein Sturmwind faßte mich die geflüchtete Sicherheit, das Refugium dieses Heil-

mittels. Hut und Stock, und ich klinke die Türe auf und will hinaus. Beim Öffnen meiner Tür komme ich bis zu der gegenüber liegenden und sehe, mit einer Stecknadel angeheftet, ein winziges Kärtlein an ihr hängen. Darauf lese ich Claudia de Macedo.
So, das ist also die Claudia! stellte ich fest, als im Grunde des Flures eine Türe ging. Ich schnellte mit dem Kopf von der Karte weg und wollte an der eintretenden Unbekannten – wohl Claudia – vorbei und hinausgehn. Aber da schlug plötzlich in der Stille des Flures eine lärmende Stimme gegen mich an, so daß ich erschreckt wie festgewurzelt stehen blieb.
»Ah, ah, da sind sie ja, Sie . . . Si'or! Ah, ah! kennen sie diesen Sonnenschirm? Si'ooor!«
Und ein roter Sonnenschirm, den ich wahrscheinlich kannte, hob sich bis zu meiner Nasenspitze empor. Ich war über diese Störung zwar etwas ungehalten, aber ich beherrschte mich gegenüber dem Eifer der Dame mit dem Schirm sehr gut. Ich antwortete gemessen:
»Wahrscheinlich, meine Dame, kenne ich diesen roten Sonnenschirm; denn ich habe mir soeben in jenem Zimmer das Bein verbunden. Schauen sie, meine Dame, wie ich hinke!«
Ich hinkte wirklich drei Schritte von ihr weg. Das rührte die Dame jedoch nicht. Kühl wie eine Hundeschnauze fragte sie:
»Haben sie das Zimmer gemietet?«
»Jawohl!« antwortete ich fest.
»Dann hoffe ich, daß sie sich bessern, mein Herr!« sagte die Dame, und ihre Stimme klang eine Nuance versöhnlicher. »Denn sehen sie, an einer Prozession ‚unserer Senhora' läuft man nicht so mit dem Hut auf dem Kopf vorbei. O, wenn ich es Frau Dioguina sagte! Wahrhaftigen Gotts, ich muß es Frau Dioguina sagen, daß sie . . . es ist meine knappe Pflicht und Schuldigkeit, lieber Herr, es Frau Dioguina zu sagen . . . Oder wissen sie was, mein Herr, versprechen sie mir Besserung und ich will ihnen den Schimpf nicht antun. Aber ich erzähle ihnen eine Geschichte, wie es einmal so einem, wie sie sind, erging, als er . . . um sie zu warnen! Doch, gehn wir lieber in ihr Zimmer. Hier auf dem Flur hört man alles durchs ganze Haus und es nicht nötig, daß es alle hören.«
Schon hatte Fräulein Claudia meine Tür aufgezogen und trat in mein Zimmer ein. Sie legte den roten Sonnenschirm auf den Tisch, streifte die Handschuhe von den Fingern, hängte sie über den Rücken des einen der beiden Stühle, schwang den Hut vom Kopf und auf den Tisch. Auf den andern Stuhl ließ sie sich nieder. Das geschah in einer einzigen Geste.
»Ich erzähle!« bestimmte sie und besiegt schloß ich jeden weitern Widerstand und die Türe hinter meinem Rücken. Ich lehnte mich an die Kante des Bettes und prüfte, während sie erzählte, ihre gewölbten Hüften, ihre vollen Kleider und das etwas derbe, aber sympathische Gesicht. Es war nicht grade schön zu nennen, aber so wie die geringelten schwarzen Locken seinen olivenen Teint umfaßten, die

dunkeln Augen heiß herausglühten und die Lippen in ihrer Üppigkeit betörend weich aussahen und lockten, war es lieb und wert geküßt zu sein.
»Ja, mein Herr, und das ist wahr, das geschah in Belem, wissen sie Belem bei Lissabon, wo der Turm steht. Den haben sie gewiß gesehn. Den geht ja ein jeder Fremder schauen. Da ging, den Hut auf dem Kopf fest wie ein Dach auf einem Haus, so ein Stoffel (an dieser Stelle verbeugte ich mich leicht) frech an der Prozession von Mariä Himmelfahrt vorbei, und wie das Allerheiligste kam, da bleibt er auf einmal stehn, greift in die Luft und fällt zur Erde nieder. Und was, mein lieber Herr, meinen sie, daß er war. Tot war er!«
Siegreich schaute mich Fräulein Claudia ein Weilchen an. Aber sie begann bald wieder und ließ ihre Hände dazu spielen, wie Blätter, die im Winde daher flattern.
»Und noch eine andere Geschichte sollen sie hören. Das ist aber schon länger her, hundert Jahre oder so; meine Urgroßmutter hat es mit angesehn. Da pilgerten die Frauen ihres Dorfes zum Kloster von Bussaco, wo der hl. Eusebius eine Wallfahrtskapelle hat. Als sie fast am Klosterwald waren, sahen sie einen Vagabunden im Straßengraben sitzen und . . . ja, also sie können sich denken, was er da machte. Aber er ließ sich nicht stören, und der Pfarrer, der mit der Prozession ging, trat vor und hub an ihm die Meinung zu sagen. Der Schmutzfink aber lachte nur zu den erzürnten Worten des hochwürdigen Herrn und blieb weiter hocken. Da rief der Geistliche: »Gottes Strafe treffe dich!« Und der andere hatte keine Zeit mehr sich auszulachen. Von einem Stein getroffen, der aus dem Himmel gefallen war, wahrhaftigen Gotts, so ganz allein . . . aus . . . dem . . . Himmel! . . . fiel er tot hinterrücks und in seinen eigenen Dreck.«
Die Wirkung ihrer Geschichten abprüfend, nahm mich Claudia aufs Korn. Leider hatten sie keine große Wirkung. Ich lächelte. Da wippte sie ein Bein über das andere und fragte schneidend:
»Ja, Senhor, sind sie denn vielleicht etwa ein Albigenser oder ein Neger und kein Katholik?«
»O, gewiß!« nickte ich leichthin, »so früher einmal schon!«
Das konnte Fräulein Claudia nun nicht verstehn: Früher katholisch gewesen sein.
»Ja, was sind sie denn heute?«
Aber sie hatte schon das Interesse an der Beantwortung dieser Frage verloren, und gleich anschließend erklärte sie mir die Schönheiten des Glaubens, die Milde und Güte Gottes. Aber mehr wie diese beiden Eigenschaften, imponierte ihr die unbegrenzte Macht, die die göttliche Persönlichkeit über Leben und Tod und noch über das Nachher, ja besonders über das Nachher hatte.
Ich warf ein: »Ja, schöne Dame, die Egypter beteten das Krokodil an, weil es sie fraß.«
Aber Claudia schnappte darauf nicht ein. Sie meinte bloß:
»Ach je, die alten Egypter, das waren wohl Heiden . . . Aber, lieber Freund, wir haben die Madonna! O, haben sie schon einer Madonna ins Gesicht geschaut,

wenn die Kerzen zu ihrer Seite brannten und Blumen unter ihren Füßen dufteten? Wie eine Blüte im Mondenschein der Nacht! So weiß, so schmelzend . . . Ich höre sie auch immer singen und ich glaube auch, daß ,Nossa Senhora' mir gut gesinnt ist. So hundert viel Geschichten könnte ich ihnen erzählen, wo die Herrin mir geholfen hat, wo sie mild wie ein Schatten an meinem Wege stand und mir im Traume die Augen küßte. Schon als ganz kleines Mädchen. In Krankheiten und andern menschlichen Trübseligkeiten oder Freuden des Lebens. Und fast täglich. O, du süße Madonna. Ja, Freund, und wer so schön ist! So schön, wie die Senhora! O, wenn ich so schön wäre! Nein, nein, verzeih, Herrin, das wünsche ich gar nicht mehr, denn so schön kann ja kein Mensch sein, wie du. Alle Tugenden, lieber Herr, stehn in ihrer Heiligkeit und sie ist doch freiwillig nicht mehr und nicht anders gewesen, als wir Menschenfrauen, hat geliebt und geboren und gelitten . . . .«

Und so sprach Claudia weiter. Ihre Augen leuchteten kindlich nach Innen. Ihre Stimme vertiefte sich zu einem fließenden Tönen, ah, und erst die Melodie ihrer südlichen Hände, die klein und mollig wohlgeformt waren, weich wie ein Bett, und hin- und hergingen, tanzten, schwebten . . . wie alte Rondos in feinem, strengem Rhythmus die Reime, Verse und Strophen setzten . . . wie Lerchen, die auf der Luft lagen . . . wie ein Wind im Walde singt . . .

Da fiel ich der Kindlichkeit, der ganz rührenden Naivität, der schimmernden, blumenhaften Poesie ihres Madonnenkultes in die Arme. Ich selber hatte ja von früher her in dieser Beziehung kein ganz reines Gewissen. Und da es schon dunkelte, das Bett in der Dämmerung mir entgegenschwoll und Claudia im Erzählen so verführerisch geworden war, fing ich an eine alte Geschichte aufzuwärmen. Meine erste Liebesgeschichte, in der eine kleine, dunkle Frau in einem grauen, verregneten Ardennerstädtchen mein Herz nahm und mein junges Lieben in der erhitzten Schwüle ihrer überreifen Leidenschaftlichkeit wie eine Treibhauspflanze hoch trieb.

Ich schilderte Claudia, wie diese Frau und ich mit ängstlich gespannten, die Gasse überwachenden Augen in der Dämmerung aus einem der schwerfälligen, alten Patrizierhäuser huschten und um die Ecke zu dem gothischen Portale eilten. Dunkelwarm lag der Leib des Maienabends in der Gasse und wogte gegen die Kirchentür.

Und wie die Tür hinter uns Beiden mit einem kleinen Kreischen zuklappte und der wehsüße Duft des Weihrauchs aus den Steinen mir entgegenströmte, zersprang die Spannung meines Willens. Die übersatte Ermattung ausgenossener Leidenschaft peitschte auf mich nieder. Die Vorstellung des heimlich vergewaltigten, geweihten Zimmers griff in die Nerven, und Reue und Sehnsucht nach Besserung regneten aus den Hallen rundumher.

Da sank ich neben der Frau in einer dunkeln Ecke in die Kirchenbank nieder.

Über unsere Köpfe hinauf stiegen die schweren, grauen Säulen, wie nebelige Ungetüme, zu den Strömen der Dämmerung abendlicher Gewölbe. Die hohen

Fenster schwangen mit blinden, grauen Geberden an unserer Seite, und fern auf einem Altar stand ein kindliches, liebliches Marienbild und glänzte im frommen Schein von einer Reihe Kerzen. Und wir Erdengewürm beugten die Nacken vor der keuschen heiligen Mutter bis in den Staub. Die Orgel rauschte mit süß schmerzender Melodie in unsere Pein. Spröde Knabenstimmen sangen sehnsüchtig. Schallende Antworten kamen von unsichtbaren Altären. Schattenhaft weich glitt die Güte des verzeihenden kleinen Madonnenbildes über unser Leid. Mystisch klangen die Springbrunnen der katholischen Erotik in den fernen Kapellen und Gewölben Unsere Herzen badeten sich in ihrem lauen Wasser; die Rekonvaleszens wurde ein leises, weiches Neubegehren . . . und wir hatten gesühnt, um weiterhin sündigen zu dürfen. Ach, Fräulein Claudia, war das eine wehe, schmerzzerrissene, verruchte und doch süße Liebe gewesen, die sich so den ganzen quellenden, feuchtwarmen Monat Mai der dunkeln Stadt hindurch Abend für Abend an einem Madonnenbilde weiter klammerte. Ich hab diese Liebe ja noch nicht ganz aus dem Blute verloren, und es sind schon über zehn Jahre, daß ich nichts mehr von der kleinen, braunen Frau und nichts mehr von irgend einem Madonnenbilde sah.
Vielleicht war über den Erinnerungen, die im Erzählen an mich anschlugen und in mich hineinliefen; wie Meeresbrandung, die an Molen entlang jagt, um sich dann weich den Strand hinauf zu verdehnen, eine größere Bewegung in meine Stimme gekommen. Sie mag wohl mal im Anstoß mit diesen alten, unvergessenen Dingen aufklingend vibriert haben, wie ein Glas, das unversehens von einem Teller angestoßen wird, den man drüber wegzuheben glaubte.
Denn Claudia kam zu mir ans Bett, legte ihre Arme um meinen Hals und meinte: »O, du armer Liebling!« indem sie ihre vollen Lippen auf meinen Mund drückte.
Diese Logik lag mir und ich antwortete in derselben Münze. Wir glitten um die Kante der Bettstelle herum, und Claudia wollte das Bein sehn, an dem mir ihr Katholizismus so weh getan hatte. Da mußte ich beichten, daß das mit dem Verband eine Lüge war. Aber wir fanden schließlich in der Dunkelheit etwas, das ein kleiner Fleck sein konnte. Den küßte Claudia. Dieser Fleck wurde für mich die Veranlassung festzustellen, daß Claudia eine Zierde ihres Berufes war.
Es war schon ganz finster im Zimmer. Auf dem Flur waren öfter verdächtige Schritte bis zu unseren Türen gelaufen. Aber Claudia wollte immer noch im Bette liegen bleiben und hielt mich mit aller Kraft zurück.
»Ach, bleib doch noch, liebes Schäfchen!« bat sie.
Ich aber überlistete sie, setzte über sie hinweg und jagte in meine Kleider.
»Wir wollen doch mal zur Stadt hinabgehn!« sagte ich.
Damit war auch sie einverstanden.
Sie suchte ihre Sachen zusammen.
»Was wird denn nun aber Frau Dioguina sagen? Denn man hat sicher gehört, daß wir hier zusammen sind?« fragte ich.
Claudia schien den Sinn meiner Frage nicht zu fassen. Ihre Stimme antwortete aus der Dunkelheit:

»Ja, was denn? Mach doch Licht!«
Aber es gefiel mir, so die Ahnungen ihrer weißen Wäsche in dem dunkeln Raum herumwischen zu sehn, dessen nackte getünchte Wände heimlich ein bischen leuchteten. Es sah aus, wie große Vögel, die sicher und geräuschlos umherschweben und auf deren mövenweißen Flügeln wie mit grauen Perlen die Dunkelheit gestickt ist. Deshalb zögerte ich und neckte Claudia. Sie zeigte für diese Art Scherze jedoch wenig Verständnis; sie wußte ja auch nicht, was für eine schöne perlgrauweiße Möve sie in der Dunkelheit war und sie begann energisch zu werden:
»Bei Nossa Senhora, mach Licht! Alle meine Haarnadeln liegen im Bett, und ich kann doch nicht mit einem Kopf, wie ein Palmitenbaum, zur Stadt hinuntergehn. Liebes Schäfchen, mach Licht!«
Da gehorchte ich.
Ich kletterte, als Claudia fertig war, zum Fenster hinaus, denn ich schämte mich, von Frau Dioguina oder noch eher, von Fräulein Izabel, mit deren Liebe es nun aus war, gesehen zu werden. Claudia lachte mir in den Garten nach.
»Ihr Hamburger habt so drollige Einfälle!«
Als wir den dunkeln Hohlweg, eng aneinandergedrückt hinuntergingen, verwahrte ich mich dagegen: Hamburger zu sein. Weshalb ausgerechnet Hamburger? Und ob sie das vielleicht an meinen Fingernägeln oder an den Ohrläppchen erkennen würde? Dann würde ich mir sie beschneiden lassen.
Aber es war nicht so bös gemeint von Claudia. Denn bei meiner Zuredestellung kam heraus, daß sie zwar das Wort Deutschland kannte, jedoch der Meinung war, als liege Deutschland in Hamburg und nicht etwa umgekehrt. Das ist eine geographische Auffassung, die man heute noch oft zwischen den fünfzig ersten nördlichen und südlichen Parallelgraden an den Küstengebieten antrifft, und es bereitete mir eine große Freude, ihr den ganzen Hohlweg und die Gasse des hl. Antonio hinab über das Dasein unseres illustren Deutschlands manch Belehrendes zu übermitteln.
Als wir aber aus dieser Gasse heraus waren und in der breiten Geschäftsstraße bergab gingen, von der wir auf die Nacht der Allee und die im Dunkeln helle Kirche hinab sahen, die ich vom Nachmittage kannte, war alles Interesse für Deutschland aus Claudia herausgeflossen, wie das Wasser aus einem Sieb.
»Liebes Schäfchen!« schmeichelte sie.
Ich sah in einem beleuchteten Fenster schwere, saftige Annanas und bereifte, dunkle Trauben auf Orangen getürmt. Seezungen lagen feist, rosig braun auf den Tischen und Enten und Tauben hingen an wagerechten Schnüren und sehnten sich nach dem Bratspieß. Ein unbestimmter Backgeruch, wie von Fischen, kam daher, und kitzelte Nase und Kehle. Ich glaubte Claudias Schmeichelei zu verstehen und fiel umso lieber darauf herein, als mich ein mächtiger Drang ins Kielwasser des Backgeruches zog.
»Ja, gewiß, Schatz,« versicherte ich sie, »ich weiß, wir haben Hunger und zwar wohlverdienten. Schau drüben, die Taverna scheint recht zu sein. Wollen wir?«

Aber Claudia antwortete:
»Ach nein, liebes Schäfchen, deine Claudia wünscht etwas ganz anderes von dir!«
»O!« tat ich enttäuscht und ermunterte sie aber zugleich, ihr Anliegen vorzubringen.
Dann kam es auch.
»Schau, wenn du jetzt bei der Madonna da in der Kirche ein Viertelstündchen Sühne tätest für dein schlechtes Benehmen von heute Morgen? Nur ein kleines Viertelstündchen!«
Schon zog ihr Arm nach links hinüber. Er wartete auf keinen Widerstand und fand auch keinen. Denn mir selber erschien es über den Backduft hinweg verlockend, so von der halbtoten Straße mit den heimlich erhellten Geschäftsfenstern einer kleinen Stadt auf einmal an einem Abend in diese dunkle, südliche Kirche einzutreten, wie in ein anderes Leben.
Das Gewölbe zog sich in breiter Spannung hell von Wand zu Wand über unsere Köpfe. Die flackernden Kerzen irrlichteten allenthalben mit gleißenden Streifen in goldenen Säulen von leichtfarbigen Altären. Bunte Farben von Heiligengewändern schimmerten umher. Auf den Steinfliesen vor einem Altar knieten eine Gruppe von Frauen in farbigen Röcken, nnd ein einzelner zerlumpter Mann lag zwischen ihnen und berührte mit der Stirne die unterste Holzstiege des Altarfußes, auf der eine hohe, schmale Klingel stand.
Auf dem Altar aber leuchtete das Bild »unserer Herrin« kindlich, naiv und in dem steifen, weißen Spitzengewand starr wie eine Calla.
Vor dem Altar angekommen beugte Claudia plötzlich die Kniee und, weil sie meinen Arm nicht losließ, zwang sie mich zu sich auf die Fliesen nieder. Sie machte ein umständliches, temperamentvolles Kreuzzeichen über ihren üppigen Busen, neigte die Stirn nieder und ihr schwarzer Lockenwust fiel in Kringeln über die hochgefalteten Hände. Da war sie so verführerisch, daß ich nicht widerstehn konnte. Ich legte mich zu ihr hinüber und küßte sie in den bloßen Nacken, auf dem der Schein der Kerzen glitt, wie eine heimlich aus dem Dunkel glühende, rosige Nacktheit.
Aber Claudia nahm mir diesen Ausbruch der Zärtlichkeit unter den Augen der »Herrin« nicht übel. Sie ergriff meine Hand, hob den Kopf hoch und schaute zärtlich zu dem Madonnenbilde auf, das im Kerzenlicht, leise bebend, unmerklich sich zu bewegen schien.
Noch ein Weilchen verharrte Claudia in dieser für mich ziemlich lächerlichen Stellung. Dann erhob sie sich.
»Komm, liebes Schäfchen!«
Wir schlichen auf den Fußspitzen hinaus, um die Andacht der zerlumpten Weiber nicht zu stören. Ein Geistlicher saß in einem offenen Beichtstuhl, nahe an der Türe, und sein weißes Gesicht, das er auf die rechte Hand stützte, schimmerte schreckhaft wächsern, starr und unbeweglich groß, während ein Strahl seines dunkeln Auges sich durch die dämmernde Finsternis hinter uns her bohrte.

Ich erschrak, aber Claudia reichte mir in diesem Augenblick das Weihwasser; die Bewegung meiner Hand konnte zwar so etwas, wie ein Kreuzzeichen sein, endigte jedoch in meiner Brusttasche, aus der ich das Schnupftuch herauszog.
»War sie nicht schön? fragte Claudia auf der Straße und hing sich zärtlich bei mir ein.
»Ja sehr!« antwortete ich trocken.
Aber das verdroß Claudia: »Och, ihr Hamburger!«
»Deutschen . . .« beeilte ich mich zu verbessern.
Da geriet sie in Wut: »Hamburger Deutsche oder Deutsche Hamburger . . . was ist mir so egal, wie das. Das sind mir Mispeln, und du weißt, daß ich die nicht mag!« schrie sie und sie fuhr fort, indem sie jedes Wort, wie ein Rutenschlag trotzig herunterhieb: »Ihr . . . Hamburger . . . habt . . . kein . . . Schönheitsgefühl!«
»Aber Hunger« fiel ich ein.
Das wurde ein Wort, das wie das Losungswort eines Prinzen erlösenden Märchenbannes in der Funchaler Straße fiel. Claudia schnappte darnach, wie ein Hund nach Fliegen, und sie führte mich in eine Taverna, wo sie Einkehr zu halten pflegte. Wir kamen in einen kleinen Raum, der nicht grade sauber war. Aber wir wurden nett empfangen. Besonders Claudia, die hier gut eingeführt war. Der Wirt zeigte uns mit lärmender, jovialer Liebenswürdigkeit gleich zu einem Tisch hin, der im Grunde des engen Raumes gegen eine offene Türe stand. In der Mitte des Gastraumes stehen bleibend, zählte er mit lauter Stimme auf, was es gäbe:
»Peixe, Figado assado, lebre guisado, ganso, pombo . . .«
»Ohi he!« unterbrach ihn Claudia, »sim, sim, pombo!«
Dann brüllte der Wirt seiner Frau zu: »Pombo!« Und wir sahen die dicke Alte in dem kleinen Küchenraum hinter unserm Tisch vier nackte, speckige Täubchen in einen Spieß stülpen und mit Würde, säuerlicher Feierlichkeit und Ausdauer über einem offenen Feuer drehn, immer rundum drehn. Der unruhige Schein des Feuers zuckte über die speckige Griesgrämigkeit ihres Gesichtes, wie Kobolde guten Humors. Der Wirt stellte neben den roten, tönernen Wasserkrug eine Glaskaraffe mit einem rötlich goldenen Wein.
Bald aßen und tranken wir und wie unser religiöser Zwist vom Nachmittage, der mit dem Stoß des roten Schirmes anfing und im dunkeln Zimmer so versöhnlich endigte, fand auch der abendliche Streit über die Schönheit der »Senhora« unter dem Wohlgeschmack gebratener Tauben von Madeira und mehr oder weniger heimlicher Liebkosungen seinen guten Ausgang. Ich war wieder das »liebe Schäfchen« (für meinen bürgerlichen Namen schien sich Claudia absolut nicht zu interessieren) . . . also daß wir in bester Laune uns den Heimweg durch die dunkeln Berggassen mit ausgelassenen und frivolen Scherzen verkürzten.
Claudia fand es nicht der Mühe wert, ein Wort der Verständigung mit mir zu wechseln und ging gleich in mein Zimmer mit. Aber schon war sie bis aufs Hemd ausgezogen, als sie mit den Zeichen heftigen Erschreckens laut aufschrie:
»O Senhora!«

Sie riß rasch die Kerze vom Tisch und stürmte mit ihr zur Tür hinaus, daß das Hemd sich wie ein Ballon bauschte und die Flamme wie ein blaues Pünktchen zischend durchs Dunkle flog. Ich arbeitete grade aus der Tiefe eines Koffers ein Nachthemd herauf und mußte im Finstern das Suchen einstellen. So, mit den beiden Händen in den Inhalt des Koffers gewühlt, hörte ich sie im Nebenzimmer einen Stuhl rücken, an der Wand herumarbeiten. Dann ging ihre Türe wieder, fiel lärmend ins Schloß, und Claudia kam zu mir herein. Sie trug ein umfangreiches Marienbild, an dessen Rahmen ein Arm steckte, der ein rotes Gläslein hielt. Sie behandelte das Bild, ein billiger, reizloser Öldruck mit einem pompösen Goldrahmen, mit großer Vorsicht und suchte an der getünchten Wand nach einem Nagel. Seitwärts vom Bett, in halber Manneshöhe fand sie einen und hing ihre Maria auf.
Ich kümmerte mich nicht um sie und legte mich ins Bett.
Claudia zündete ein Nachtlichtchen an der Kerze an, und hob es vorsichtig in das rote Glas. Dann kniete sie nieder und fing an zu beten. Als dieses Nachtgebet mir etwas zu lange schien, forderte ich sie ungeduldig auf:
»So komm doch endlich.«
Aber sie betete weiter, als wollte sie eine Heilige werden.
Endlich erhob sie sich von den Knieen. »So!« sagte sie. Sie knöpfte das Hemd auf den beiden Schultern los und ließ es wie ein Segel am Mastbaum an ihrem Leib herunter gleiten. Dann sprang sie nackt zu mir ins Bett, daß das alte Gestell wehmütig heftig aufschrie.
»Es ist meine Gewohnheit in dieser Jahreszeit so zu schlafen!« sagte sie.
»Ich billige diese Gewohnheit, liebe Claudia!« entgegnete ich.
Und etwas später schliefen wir ein.
Es war mir noch gar nicht darnach, in der frühen Stunde aufzustehen, in der Claudia mich aus dem Bett haben wollte.
»Weshalb denn?« setzte ich ihren Bemühungen entgegen.
»Ja, gehst du denn nicht in die Messe am Morgen?«
Da sprang ich auf. Claudia wusch sich grade:
»Claudia!?!?« rief ich.
»Liebes Schäfchen, o, liebes Schäfchen!« kam sie zu mir und sie war noch ganz naß und prustete mir ihre Frische ins Gesicht. »Gelt, du tust deiner Claudia den Liebesdienst. Sie ist ja des Nachts auch so nett zu dir. Und sieh, ein Leben ohne Glauben und ohne Senhora — das geht doch gar nicht. Das ist doch undenkbar!«
Ich überlegte: wenn du mitgehst, machst du ihr eine Freude und stehst gut zu ihr. Zweitens, was sollst du während der Zeit anders tun?! Drittens: vielleicht ist es hübsch in der Frühmesse von Funchal. Wohl kommen Leute in bunten, heimatlichen Trachten hin und du siehst ihre Eigenarten und studierst sie, um die Zeit zu vertreiben.
Da sagte ich: ja, und war erst ein recht liebes Schäfchen, das auf der Stelle belohnt werden mußte.

Während ich mich nach frischer Wäsche umschaute, klopfte es, aber in demselben Augenblick ging schon die Türe auf und die junge, diensttuende Negerin kam herein. In meiner unkompletten Toilette flüchtete ich hinter den aufgeschlagenen Deckel meines Mädlers. Als die Türe sich wieder hinter der Negerin schloß und ich hinter dem Koffer heraus tauchte, sah ich auf dem Tisch eine dampfende und duftende Kanne mit Kaffee und daneben — zwei Tassen stehn.
Eine solche Freiheit der Anschauungen füllte mein Herz mit Begeisterung für den tüchtigen Volksstamm von Madeira. Das verhehlte ich auch Claudia nicht. Aber sie tat, als verstünde sie die Ursache zu dieser Begeisterung nicht.
Da fing es erst an, daß mir gewisse Dinge aufdämmerten und ich war keineswegs so sehr geniert, als ich im Garten Claudia erwartend hin- und herging und mir Frau Dioguina und Fräulein Izabel guten Morgen, eine schön verbrachte Nacht und hoffnungsreiche Tage wünschen kamen.
»Sie haben es gut getroffen!« sagte Frau Dioguina lächelnd, »Sie sind ein Glückspilz. Wohl an einem Sonntag geboren?«
»Ja, Fräulein Claudia ist sehr nett!« ergänzte die Tochter.
Es kam mir vor, als täte ich fast gut daran, mir selber beglückwünschend die Hand zu drücken.
Dann kam Claudia und wir gingen Arm in Arm den feinen, stillen Hohlweg hinab, zwischen versteckt lugenden Häuschen, grünen Bäumen und Sträuchern, die über die Mauern quollen, zur Kirche.
Aber das Spiel des parfümierten portugiesischen Barocks mit den krassen, ländlich rohen Farbenflecken der später hinein gesetzten Kanzeln oder Altäre oder Statuen imponierten mir nicht. Die Frömmigkeit dieser bunten, zerlumpten Weiber und noch mehr die der Männer war mir zu devot.
Als ein Geistlicher kam und einen Klingelbeutel herumreichte, flüsterte mir Claudia rasch zu:
»Gib einen Milreis!«
Ich gab ein großes kupfernes 20 Reisstück.
Damit war Claudia nicht einverstanden; denn während wir nach der Messe nach Haus gingen, gab sie mir auf nichts Antwort.
Als wir in mein Zimmer kamen, sah ich, daß sich neben mein Bett ein zweites gesellt hatte. Ich war darüber nicht weiter erstaunt. Claudia ließ sich auf einen Stuhl fallen. Sie seufzte. Dann stürzte sie auf einmal auf mich los und schrie mir heftig ins Gesicht:
»Hamburger Geizhals!«
Sie war in diesem Augenblick so katzenhaft weich und schmiegsam, daß ich sie gerne in die Arme genommen hätte. Aber ich wagte nicht, weil ich glaubte, zugunsten der Gefühle, die mich umschlichen, diplomatisch vorgehn zu müssen.
»Jetzt geh ich gleich der Negerin sagen, daß mein Bett wieder hier heraus soll!«
Und schon schritt sie auf die Türe zu. Aber ich rief:
»Ach, Claudia, nein! Das tust du nicht! Morgen geb ich einen Milreis!«

Da drehte sie sich um, wie der Blitz. Ihre Augen funkelten in den schwarzen Locken. Ihre Lippen waren unbewußt auseinander gequollen, waren blumenhaft rot und schienen mir zu glühen und zu duften. Ich suchte sie mit meinem Munde. Aber sie waren unerbittlich und während Claudia ihre weiche, warme Hand gegen mein Gesicht drückte, fragten sie bestimmend:
»So, also morgen weigerst du dich nicht mehr, mit mir in die Messe zu gehn?«
Ich war ganz von ihr besiegt und sagte: »Nein, nein, nein!«
»Da!« tat sie, und ich hatte ihre Lippen und fühlte ihren Leib in meinen Armen und Händen mir entgegenquellen.
Aber noch einmal setzte sie ab:
»Weißt du, liebes Schäfchen, sicherer wär es doch, wenn du mir den Milreis im Voraus gäbest!«
Ich beeilte mich es zu tun, und wir feierten den abgeschlossenen Vertrag.
Als wir am Abend wieder zur Stadt gingen, trat Claudia an eine der Höckerinnen vor der Kirche heran und kaufte eine dünne, stelzige Wachskerze. Mit der trat sie hinein. Es war schon selbstverständlich, daß ich folgte. Sie entzündete die Kerze an einem andern Licht und pickte sie in eine der Eisenspitzen am Altar von »Nossa Senhora«.
»Für dich, liebes Schäfchen!« flüsterte sie mir eifrig und beglückt zu, als sie fertig war, kniete nieder und zog mich mit.
Mir war nach diesen drei Kirchenbesuchen schon, als seien sie Glieder einer Folge von derartigen Handlungen, von denen die einzelne keine Rolle mehr spielte. Vielleicht hatten sie sich unbewußt an die zwei ersten Jahrzehnte meines Lebens angeknöpft. Ja, auch schon aus Langerweile mußte ich mich in den sonnendurchbrühten Tagen, die nun kamen und die uns beide regelmäßig in den Messen sahen, mit der Umgebung beschäftigen und glitt zunächst sachte in die Gewohnheiten hinein, die sich Claudia angeeignet hatte. Aber gerade in dem Katholizismus dieser südlichen Frauennaturen liegt etwas Pikantes, ein haut-goût!
Jedoch es ist nicht der haut-goût, der nur auf den Gaumen wirkt. Vielmehr eine Mischung, die zugleich sich in die Nerven auflösen und in abstrakte Absorbationskräfte fließen kann. Gleichsam: man schmeckt ihn und gibt ihn der Phantasie weiter in einem Zug.
Wenn ich mir diese »Religion« Claudias eindringlich vorstellte, so fand ich, daß sie ähnlicher Art war, wie die alten Bauernkulturen deutscher Gegenden. Daß diese Leute, die nur körperlich lebten, für die Erfolge dieser Arbeit sich früher die schönen Häuser, die feinen, musikalischen Stuben bauten, als vergeistigtes Bild dessen, was ihre Hände in der Arbeit ums Leben erreicht hatten, als Symbol; statt daß sie heute das Geld untätig auf der Sparkasse sich sammeln lassen... erschien mir einigermaßen von derselben Pikanterie, wie Claudias Glauben.
Oder ich dachte auch, wenn ich Claudia ihre »Religion« proklamieren sah, ganz unmittelbar an ein Schmuckstück, das sich eine Frau auf die nackende Brust hängt, nicht so eine Margeritte aus Email oder ein Herz aus Silber oder ein Lämmchen

aus Elfenbein. Eher vielleicht war mein Schmuckstück verwandt mit den Fibeln der alten Hetären, die in bedeutsamen Darstellungen und Anordnungen die Lebenstüchtigkeit ihrer Trägerinnen bekundeten und im Gesamten sozusagen eine Allegorie der Menschen malten, die sie sich ansteckten. Claudia selber hatte einmal gesagt, man müsse Religion haben, wie man Halsketten trägt und, um schön zu sein, sich dekolletiert.
Ich stellte auch fest, daß Claudias Extasen nach Akten des Glaubens von hingerissener, stolzer Heftigkeit waren, etwa wie der Sinn der Kurtisanen, die mit vielen Fibeln, Zeugen der Taten ihres Tages ausgestattet, satt und doch begehrlich im weichen Abend an der Hafenmauer Alexandriens lustwandelten. In der Folge kam ich dadurch in den besondern Zwiespalt, daß ich einerseits die Ursachen der größern Leidenschaftlichkeit mit bereiten Händen mitpflegen half, andererseits aber auf diesem Weg über die knapp gehaltenen Ansichten meines Willens hinaus in die abendlichen weichen Schattenstimmungen und die grelle Frömmigkeit der Frühmessen getrieben wurde.
Nicht nur Claudias und der Bequemlichkeit wegen; sondern eben in dem Duft des reellen Gehaltes an Poesie, vergewaltigt von der Erinnerungs-Sentimentalität, und bezwungen von der Wahrhaftigkeit, welche die heimliche, immer fließende Erotik dieses katholischen Kultes wirklich für mein drängliches Verhältnis zu dem sinnlichen Mädchen besaß.
So war ich dem Katholizismus jämmerlich unterlegen von dem Augenblick an, wo ich den knappen Kampf mit ihm einstellte und wo ich glaubte, mich als einfacher, untätiger Zuschauer einmal ohne Gefahr von ihm durchregnen lassen zu können.
Ich fand es nicht mehr lächerlich, daß Claudia knieend vor dem Oeldruck im Hemde zur Nacht betete, dann das Hemd fallen ließ und zu mir schlüpfte. Es störte mich nicht mehr, daß über alle Krämpfe, die die Leidenschaftlichkeit in ihrem Gesicht und ihren Gliedern zucken ließ, das rote Licht des Ämpleins flutete, wie eine zarte Morgenröte, die einen stürmischen See anlächelt.
Aber bald schien es mir, als ob ich die Zügel meiner Absichten nicht mehr so straff führen könnte, wie früher; ich überraschte mich oft dabei, wie mir die Muskeln schlaff wurden, wie ich die Zügel aus den Fingern gleiten ließ, und doch gewiß war, daß der Karren ans Ziel kommt.
Und da erst wurde ich aufmerksam. Holla, Gefahr naht! Fast hätte mich der Teufel schon am Hals gepackt. Ich wehrte mich, erst noch ein bißchen unter der Hand. Ich focht einige Gänge mit lächelndem Gesicht, ein wenig so wie sum Spaß. In Wirklichkeit aber um die Muskeln zu versuchen, das Florett zu prüfen . . . ich stieß nie zu und begnügte mich damit sicher zu sein, daß ich jetzt getroffen hätte. Ich exerzierte sozusagen das Bewußtsein meines Dranges zu der vollkommenen Freiheit des Geistes; die mir in den paar Jahren meines Heidentums wie ein Erbgut in die Adern geflossen war, und spottete:
Sollte die Gnade mir durch diese vortreffliche Tochter der Kirche zugeführt werden? Gott wählt seine Intsrumente vorsichtig und klug. Wahrhaftig er ist das

Prinzip der Schlauheit, und der Jesuitenorden ist der Kirche dieses Gottes eine Zierde.
Aber ich schleppte auch Claudia zu langen, strapazierenden Wanderungen mit ans Meer. Wir badeten in der Brandung und ließen uns totmüde beim Heim-kommen am Abend von einem der Ochsenschlitten, die so feierlich und heimelig aussehn, den Berg hinan nach unserm Hause führen – an der Kirche vorbei. Wir kletterten auch einmal am Morgen bis zu den Hotels hinauf und sausten in einem der kleinen Schlitten den Hohlweg hinunter, daß Claudia in der pikanten Lust dieser wagehalsig aussehenden Fahrt die Messe vergaß.
Und ich fühlte doch im zögernden Hinausschieben geängstigt, wieweit ich schon infiziert war.
Da half mir so etwas wie ein Zufall!
Wenn die heidnischen Gottheiten, wie ihr katholischer Kollege, über den Strom der Gnade verfügen könnten, würde man sagen: die Gnade dieses oder jenen Gottes traf sein Herz.
Mein neues Leben schloß morgen seine erste Woche. Es war die Nacht von Samstag auf Sonntag. Claudia war unruhig und teilte mir ihre Nervosität mit. Wir sprachen ein wenig zusammen. Die Müdigkeit schloß dann auf ein Weilchen bleiern das Bewußtsein, aber die schlaflose Unrast weckte uns gleich wieder auf. Es graute schon zu den Fenstern herein, und das erste junge Licht lag fein, zag und bebend auf der weichen, grade in dieser morgendlichen Stellung barockenen Nacktheit Claudias, die ungeduldig alle Decken mit den Füßen zu Boden gestoßen hatte.
Da näherte ich mich in schnell aufflackerndem Begehren.
Aber sie stieß mich ab.
Dessen ungewohnt fragte ich:
»Was ist dir denn, Claudia?«
»Was mir ist? – Ich wünsche etwas von dir, Schäfchen!«
Ich sagte treu:
»Ich habe dir doch jeden Wunsch erfüllt, Claudia!«
»Wirst du mir aber auch diesen erfüllen?«
»Wenn ich ihn nicht kenne, Schatz!«
»O, du könntest ganz leicht.«
»So sag ihn!«
»Nein, erst mußt du versprechen!«
»Dann wird nichts daraus, ich verspreche nie etwas, das ich nicht kenne, weil ich drauf halte, meine Versprechen auch einzulösen«, entgegnete ich mit geheuchelter Festigkeit, denn ich war schon auf dem Punkte »ja« zu sagen.
»O je«, meinte sie, »ich kann es ja auch sagen. Ich weiß ja doch, daß du mir den Wunsch erfüllst. Also ich wünsche, liebes Schäfchen...« dabei machte sie eine Pause und räkelte ihre Nacktheit verführerisch an mich heran... »daß du heute beichten und komunizieren gehst. Es ist ja Nachoster-Sonntag, ein schöner, frommer, katholischer Tag!«

Einen ersten Augenblick beherrschte mich die Heiterkeit des Vorschlags, und die Psychologie des klerikalen Wahlglückes Baierns war mir niemals so klar, wie in dieser Minute auf Madeira.
Aber gleich erfaßte mich der Ärger, daß Claudia es wagte, die Erfüllung meines Begehrens so unzertrennlich mit ihren bigotten Wünschen zusammenzuschmieden, daß sie versuchte, mich gleichsam zu der Religion hinüber zu vergewaltigen, die mir in den letzten Tagen sowie so etwas zu scharf zugesetzt hatte. Ich fühlte, daß ihr Plan langerhand vorbereitet, gut durchsonnen war und hartnäckig in ihrem Kopfe saß.
Ich richtete mich im Bette auf und fuhr sie energisch an:
»Nun hör, ich sag es nur einmal, wenn du nicht sofort dieses Begehren zurückziehst und mir bedingungslos meinen Wunsch erfüllst, steh ich gleich auf und geh davon.«
Sie schwieg.
Ich forderte sie nochmals auf:
»Also, wie ists?«
Da brach sie in ein leidenschaftliches Toben aus, riß die Leintücher vom Bett, schlug nach mir und schrie:
»Nein, nein, nein!«
Aber ich ging zu meinen Kleidern. Gerade dieser Anfall von Wut zeigte mir die ganze Gefahr ihres Vorhabens, und in einem Augenblick war Claudias Einfluß wie eine Seifenblase zerplatzt und sie selber aus mir verschwunden. Als ob ich allein im Zimmer wäre, wusch ich mich, zog mich an. Äußerlich legte eine Ruhe sich wie ein eisernes Band um den Sturm meines Herzens. Aber unter dieser eisernen Form jauchzte es in mir. Hast du dich denn jemalz so nach Freiheit gesehnt, wie in diesem Augenblick? fragte ich mich, als ich die Krawatte knöpfte. Warst du dir jemals so gewiß, was für ein süßes Gut Freiheit ist? während ich im Rythmus des trunken einstürmenden Gedankens meine Stiefel schnürte.
Als ich das Fenster öffnete und hinauskletterte, flog ein Kissen dicht über meinen Kopf in den Garten. Eine Stimme rief, halb in Wut, halb in Tränen:
»Schäfchen! Schäfchen!«
Aber ich hob das Kissen einfach auf, warf es ruhig ins Zimmer zurück und ging behutsam über den Rasen zum Tor.
Als ich über die niedrige Holztür geklettert war und in dem Hohlweg stand, schöpfte ich tief einmal Luft. Dann griff mir der Sturm meines Innern in den Rücken, ich stemmte die Fäuste gegen die Weichen und fing an den Berg hinan zu eilen.
Ein langes Stück Wegs beachtete ich gar nicht.
Nur oben stand im Morgengrauen unberührt stark und blau wie Stahl die mächtige Flanke des Berges über mir. Zu der zog es mich hinauf, und in der Erinnerung, einmal in der Erfüllung desselben Wunsches behindert worden zu sein, begann ich voll Angst ein Stück zu laufen.

Es wurde auf einmal hell. Der Weg war von hohen Hecken bebordet und ostwärts schäumte das Gold der Sonne über die grüne Wand. Eine Glocke wimmerte armselig in dem Quellen der jungen Luft des Frühtags. Wenn sie nur ihr hungriges, verlogenes Maul hielte! Ob ich ihr nicht entlaufen kann? Und ich begann wieder, mit kleinen hitzigen Schritten bergan zu laufen. Mein Herz lärmte wie nahe Kanonenschläge.
Aber endlich hörte das Wimmern der Glocke auf. Nun lagen nur noch weiße, stille Häuschen langsam verstreut auf den Terrassen, in schwellende Vegetation gehüllt. Mit hohen Flammen brannten die Bäume der roten und weißen Kamelien über den Terrassen und waren mächtige, heilige Sommerkerzen.
Wenn ich mich umwende, geht in den Fensterfetzen der Hecke die Bergflanke hinab. Über der weißen Stadt tief drunten steht das Meer, von dem ich, wie von der Stadt, nur große Tupfen sehe und die ganze tieffarbig schimmernde Fläche erraten muß. Ich fange an zwischen Himmel und Erde zu schweben und sehe auf einem fernen Berggipfel einen Nebelkranz liegen. Er kann nicht in der Sonne und im Blauen des frühen Himmels vergehn. Wie könnte ich diesen Nebelballen im Sonntag um den Berggipfel Madeiras diesen Erdenkleber, tragisch mit eigenen Schicksalen vergleichen!
Aber hab ich denn eigentlich Zeit dazu? Ich gehe so schnell in der Sonne den glänzenden Berg hinauf! Meine Augen flimmern, treiben auseinander, wie ein Ballon, der von seinem Gas in den Himmel gestoßen wird.
Wie lange traf ich schon keinen Menschen mehr? Allerlei fällt mir erst nachträglich ein. Auch die Häuser bleiben zurück. Sie waren wie Sonnenträume. Ob ich mir nicht einmal eines von ihnen mieten könnte? Hier hausen! O Wonne! O Wonne! Ginsterblüten tropfen goldig in dem starren, dunkeln Strichwerk der hohen Besenbüschel, durch die meine Beine streichen. Der Boden ist braun und duftet nach Sonne.
Auf einmal jagt unter meinen Augen eine Talschlucht in kahler Fläche wild und tief hinab. Ein Bach springt drunten von einem Felsen, zerglüht in weißen Schaum und rauscht in ruhiger Heftigkeit herauf. Dann steigt die Schlucht jenseits wieder hoch, jäh und braun schärft sich der Rücken der Höhe zu einer schmalen, zerzackten Steinkante, und diese Sägeschärfe fährt, stählern dunkel im weißen Schaum des Himmelslichtes, sausend zum Meer hinab, stürzt heftig in die Wogen hinein, daß sie sprühend aufbranden. Der ganze Bergabhang liegt breit und frei unter mir. Was such ich noch!
Ich liege von der Sonne und der Erdenschönheit besiegt in der nackten Halde. Die trotzige Schlucht an meiner Seite! Die Kleider drücken und ich werf sie ab. Die Frühsonne umarmt mich so glühend! Und alle Kämpfe und Zwiste sind davon, bin ganz in Empfinden und Empfangen aufgelöst. Bin ganz gereinigt und voll Glücks.
Ich erlebe in meinen eigenen Adern die Kraft und den Rhythmus des gewaltigen Sturzes der Bergflanke, in der die Sonne gährt und die Erdenreichtümer um ein=

sam sonnige Menschensiedlungen quellen. Und über der weiß funkelnden Welle Funchals dort unten, so einsam fern von hier oben anzusehn, so eine verträumte, sonnengelöste Gischtstadt am Meer, geht der Ozean.
Er liegt in den Weltenraum hinein, von der Sonne berührt, wie von dem Lächeln eines Gottes, und träumt unter der farbigen Liebe der Erde. Er ist sanft, sehnsuchtsvoll und leidenschaftlich. Eine Schar Inseln vergeht in der Ferne mit schleiernden Augen, entzückt in der Sehnsüchtigkeit ihres nebligen Daseins. Das Meer umfaßt sie mit seiner unendlichen Liebe, hebt sie auf milden Händen voll Zärtlichkeit, voll Phantasie empor. Sacht quillt die Sonne über sie nieder. Das Meer geht weiter.
Ist es noch Bild oder nur mehr Phantasie? Ist es Erde oder Seele?
Fern liegt der Rand des Ozeans stählern klar unter dem Horizont. Aber er ist dennoch kein Damm vor der Unendlichkeit, sondern die Kante einer wunderbar zaubermächtigen, nie zu ergründenden Schlucht, aus deren Tiefen an heidnischen Sonntagen die schönen, ewigen Gottheiten über Erden und Menschen steigen.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Von Lesern dieser Zeitschrift um eine Orientierung in der heutigen französischen Literatur ersucht, möge diesem Wunsche am kürzesten damit entsprochen sein, daß jene Namen hier genannt werden, deren Träger das Bedeutsamste im heutigen französischen Schrifttum uns zu schaffen scheinen. Die Dichter: Claudel, Gide, Barrès, Verhaeren. Die Denker: Remy de Gourmont, Lasserre, Suares, Bergson, Durkheim. Die Lyriker: Francis Jammes, Elskamp, Moréas, Vielé-Griffin; Régnier, Saint Pol-Roux. Der Roman: France, Régnier; Jules Renard, Elémir Bourges, Philippe, Aurel, Léautaud. Und die zu früh Gestorbenen, aber Lebenden: Mallarmé, Signoret, Laforgue, Rimbaud, Verlaine, Lorrain, Jean de Tinan, Jarry, Villier de l'Isle-Adam. Und Maëterlinck. Und nennen in ganz persönlicher Liebe noch einmal: Claudel, Gide, Suares, Gourmont; Jammes, Signoret, Aurel, Philippe, Léautaud und ein Buch des junggestorbenen Coulanghéon: »Lettres à deux femmes«. Den Herausgebern wurden diese Bücher geschickt: vom INSEL-VERLAG Clemens Brentano, Frühlingskranz. Vom Verlage A. R. MEYER-Berlin: Toni Schwabe, Tristan und Isolde. Heinrich Lautensack, Hahnenkampf. Mario Spiro, Schatten, Ein Band Verse. Vom Verlage OESTERHELD-Berlin: Benno Geiger, Lieblose Gesänge. André Gide, Ein Liebesversuch. Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit. Baudelaire, Die Blumen des Bösen. Vom Verlage H. SEEMANN Nachfolger-Leipzig: Ernst Schur, Das Buch der dreizehn Erzählungen. Vom Verlage E. BONSELS-München: Ernst Schur, Weltstimme. Hans Brandenburg, Ästhetische Aufsätze. Vom Verlage SANSOT ET CIE-Paris: G. Faure, Heures d'Ombrie. Henri Focillon, Le Demi-Dieu; Dialogues Philosophiques. Lélia Georgesco, Inassouvis. Paul Flamant, Isarina. R. Randau. Les Colons. Vom Verlage MERCURE DE FRANCE-Paris: Albert Mockel, Contes pour les Enfants d'Hier; illustré pur A. Donnay. Léonardo de Vinci, Textes Choisies. Emanuel Signoret, Poésies complètes. Coulanghéon, Lettres à deux femmes. Edm. Pilon, Muses et Bourgeoises de Jadis. Baudelaire, Oeuvres posthumes. Gaston Capon, Les Vestris. H. de Régnier, Les Scrupules de Spanarelle.

Es kommen Stunden ...

F. Hölderlin.

Otto Vrieslander.

Sehr langsam, äußerst tragisch.

GESANG.

KLAVIER.

f

mf breit jede Silbe

Es kom - men Stun - den,

mf *sf*

wo das er - schüt - ter - te, ge - preß - te Herz um - sonst

sf *sf*

ruhiger
mp rit.

in der Hoff - nung Land sich

mp rit.

flüch - - tet,

langsamer

sehr langsam

Schwer.

wo um - sonst die er - zenen

Schwer.

mf sf sf

sehr kräftig

Waf - fen die Weis - heit ent - ge - - genstemmt.

bis zum Schluß langsamer

Stich u Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

JEL

CERVELLI

AUBREY
BEARDSLEY.

HYPERION

erscheint in sechs zweimonatlichen Heften Gross-Quart von 6½—7 Bogen Umfang mit jeweils 10—14 Bildbeigaben in Originaldruckverfahren oder Lichtdruck, farbigem Kreidedruck u. Strichätzung. 900 Exemplare werden auf Velin gedruckt. Das Jahresabonnement beträgt für diese Ausgabe M 48.—. Fünfzig Exemplare werden auf Kaiserlich Japan gedruckt. Das Jahresabonnement für diese Ausgabe beträgt M 100.—. Zu dieser Ausgabe werden drei Einbanddecken in Ganzleder gegeben. Der Betrag hierfür ist in dem Abonnementpreis von M 100.— inbegriffen. Drei Einbanddecken in Halbleder für die gewöhnliche Ausgabe werden später zu beziehen sein. Einzelne Hefte werden nicht verkauft. Bestellungen nimmt jede gute Buchhandlung entgegen. Prospekte sowie Kataloge des Verlages kostenlos.

VERLAG HANS VON WEBER, MÜNCHEN

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

Der Nachdruck von Stücken aus dieser Zeitschrift ist nicht gestattet. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten oder Zeichnungen ist das Rückporto beizulegen. Sendungen sind an die Redaktion München, Hubertusstraße 13 zu richten. Einlaufende Bücher werden hier angezeigt; sie zu besprechen steht im Belieben der Herausgeber. Das dritte Heft des Hyperion gelangt etwa acht Wochen nach diesem zweiten zur Ausgabe. Es wird Beiträge enthalten von: Heinse ‹Unveröffentlichtes›, Mell, Meredith, Schloß, Sternheim, Ernst, Einstein, Carozza, Blei und Bilder von: Signac, Mailoll, Rodin, Ivo Hauptmann, Mathes

VERLAG HANS VON WEBER · MÜNCHEN

ADALBERT VON CHAMISSO

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius. 1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, der Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von 6 Mark. 100 numerierte Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan gedruckt und in graugepreßtes Ganzleder gebunden zum Preise von 18 Mark.

CARL STERNHEIM

ULRICH UND BRIGITTE

Drama. Broschiert 2 Mark, Luxusausgabe 10 Mark

RAUL CLAUDEL

MITTAGSWENDE

Drama. Deutsch von Franz Blei Auf Velin gedruckt, broschiert 3 Mark 50 Pfennig. 50 numerierte Exemplare auf Van Gelder, gebunden 12 Mark

VERLAG HANS VON WEBER · MÜNCHEN

VERLAG VON ALBERT LANGEN IN MÜNCHEN

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.